

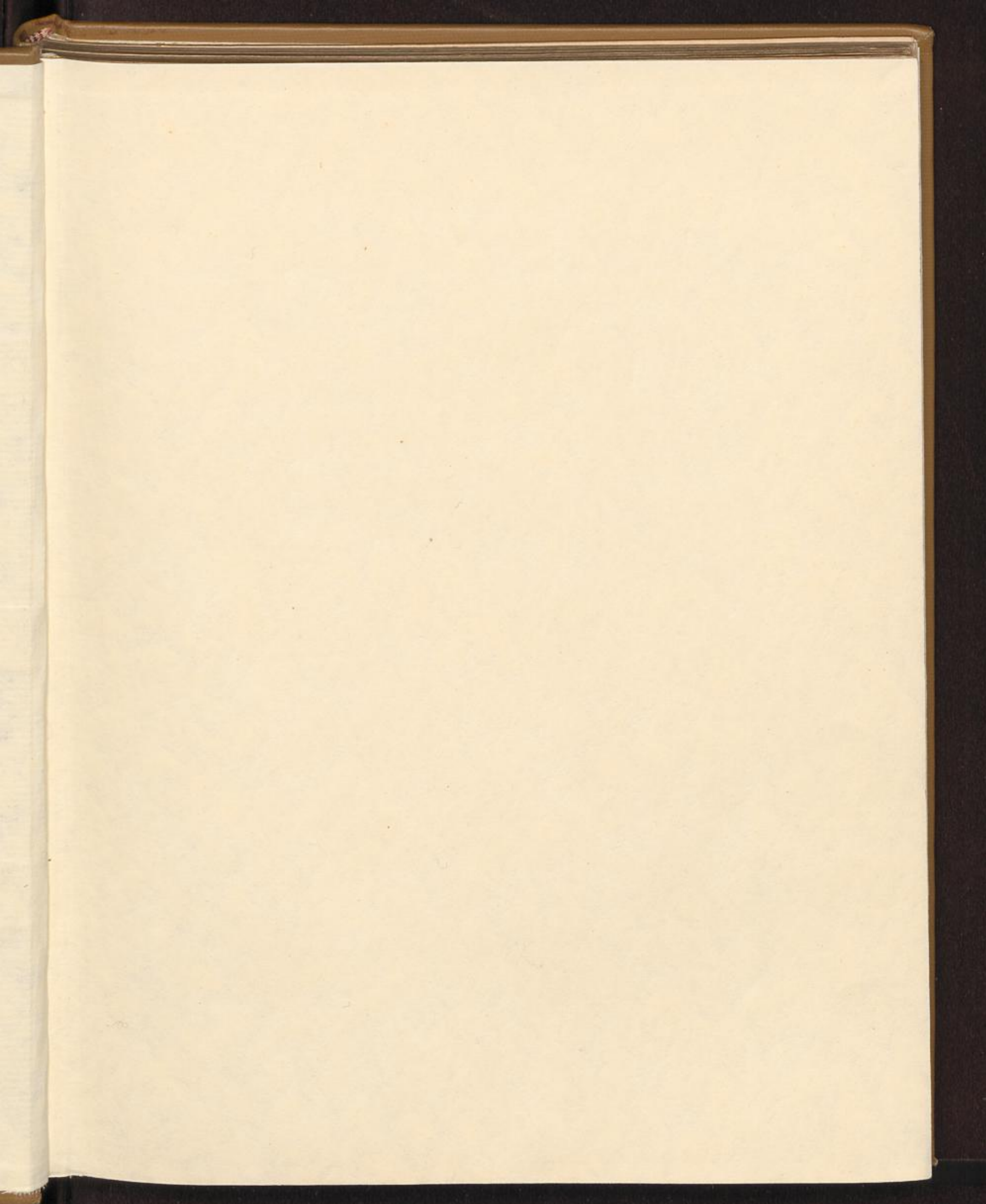
11
t.
5
ra

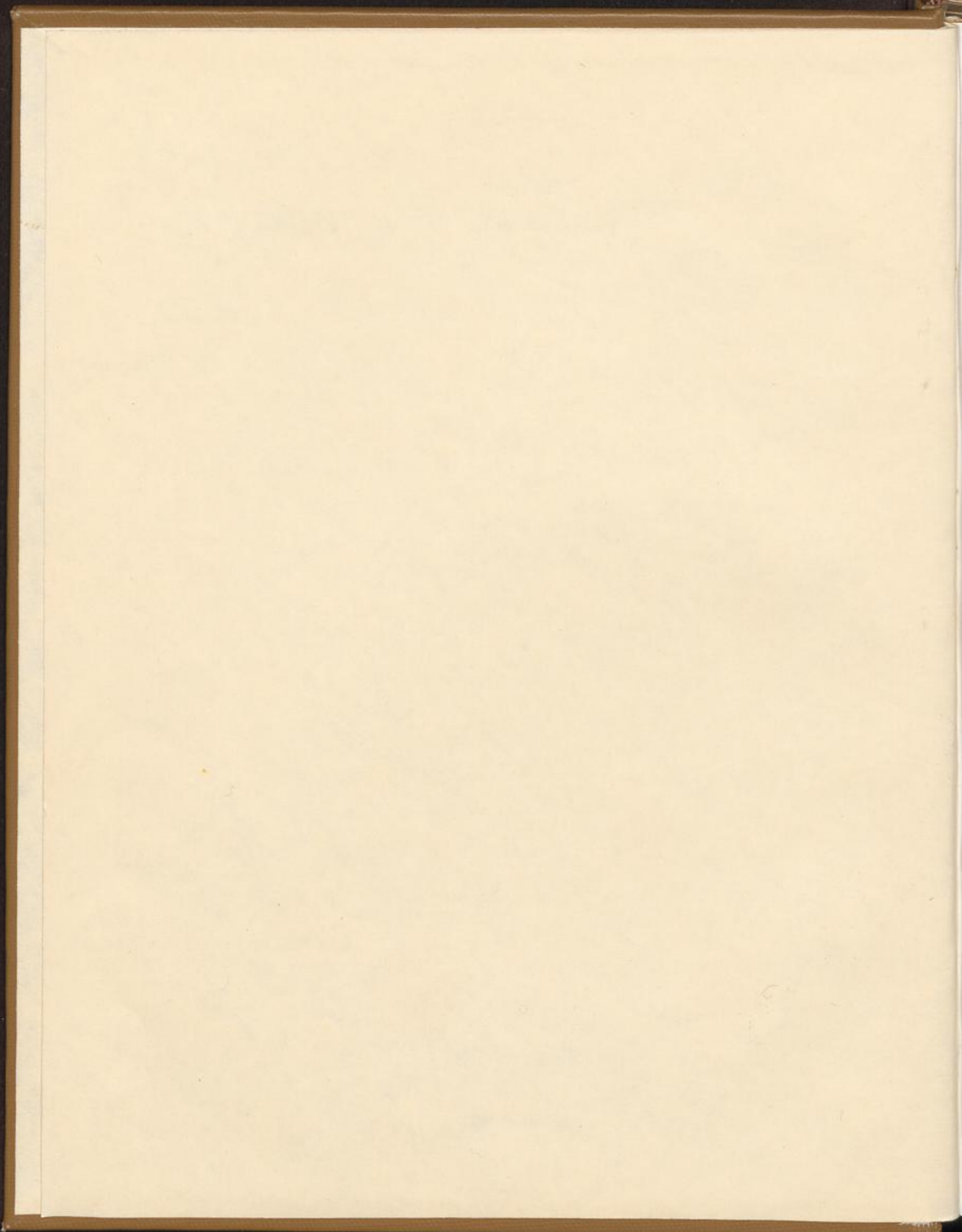
Riemann 349

Mit lith. Tbl. v. M. Uramoditho's

+4057 941 01

Nicht ausleihbar





MS. 6/1/18

49. 9319

205.5711

460.11/5K

2/15 502



C. Scheuren fec.

J. B. Sonderland lith.

1870

Wm. E. Sumner

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

Düsseldorfer
Jugend-Album

mit artistischen Beiträgen

von

W. Camphausen, J. Hoegg, E. Hüntgen, K. Oppenheim, C. Scheuren,
E. Schuback, G. Süss,

unter literarischer Mitwirkung

von

K. v. Biberegg, F. Binder, A. Gube, W. Constant, Ellen, Fridrich, Elisabeth Grube, Ch. Hegener,
W. Herchenbach, N. Hocker, Julie Krüger, W. Müller, C. Oswald, G. Pfarrius, Ch. Schad,
K. F. Seyffardt, A. v. Stollersoth, A. Tenhaeff, Dr. J. H. Vogl, F. Würpel, H. Zeise,

redigirt

von

Dr. N. Hocker.

Dritter Jahrgang.

1858.

Düsseldorf.

Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Aruz & Comp.

Rara
DLit 945 (4°)





2
4

Düsseldorf, Buchdruckerei von Hermann Voß.

08 · 1959

Vorwort.



Die günstige Aufnahme, welche die beiden ersten Jahrgänge des „Düsseldorfer Jugend-Album“ allseitig gefunden, läßt die unterzeichnete Verlags-handlung hoffen, daß sich auch der vorliegende Jahrgang den allgemeinsten Beifall erwerben und somit dieses Werk eine immer größere Verbreitung finden werde. — Denn wenn auch, in der That, kein Mangel an Jugendschriften aller Art besteht und deren Zahl fortwährend vermehrt wird, so tragen doch nur wenige derselben einer wirklich künstlerischen Ausstattung Rechnung. Mit dem „Jugend-Album“ glaubt dagegen die Verlags-handlung ein Werk zu bieten, dessen Inhalt, Bilder und Text, mit der größten Sorgfalt ausgewählt ist und welches solchen Eltern und Kinderfreunden,



denen die Veredlung des jugendlichen Gemüthes am Herzen liegt, als ein entsprechendes Geschenk empfohlen werden darf. Möge dasselbe auch fernerhin in gebildeten Familien Eingang finden und zur Unterhaltung und Bildung der Jugend das Seinige beitragen!

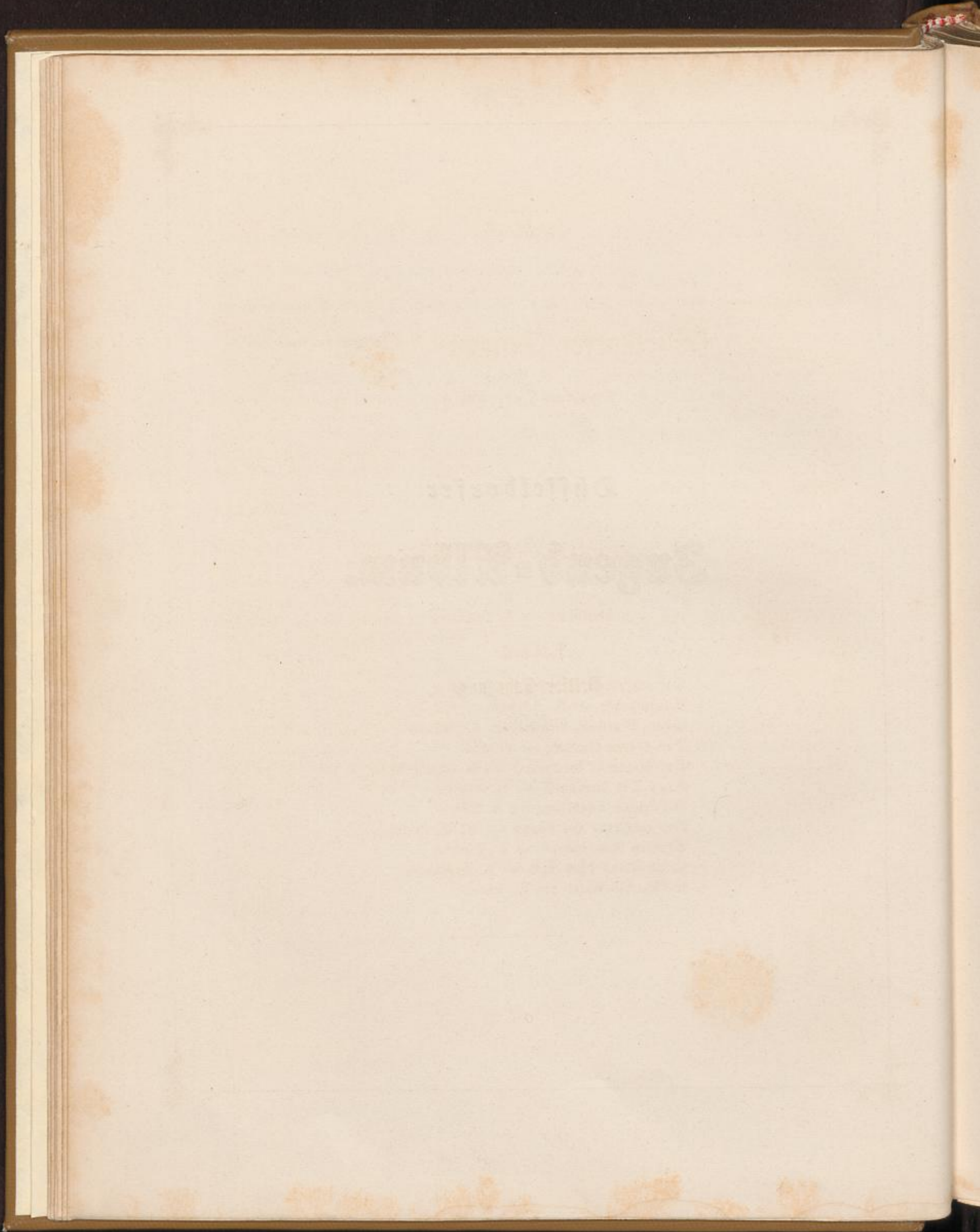
Düsseldorf im November 1857.

Arnz & Comp.



Düsseldorfer
Jugend-Album.

Dritter Jahrgang.
1858.



Düsseldorfer Jugend-Album.

Dritter Jahrgang.

1858.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt von C. Scheuren.

I. Theil.

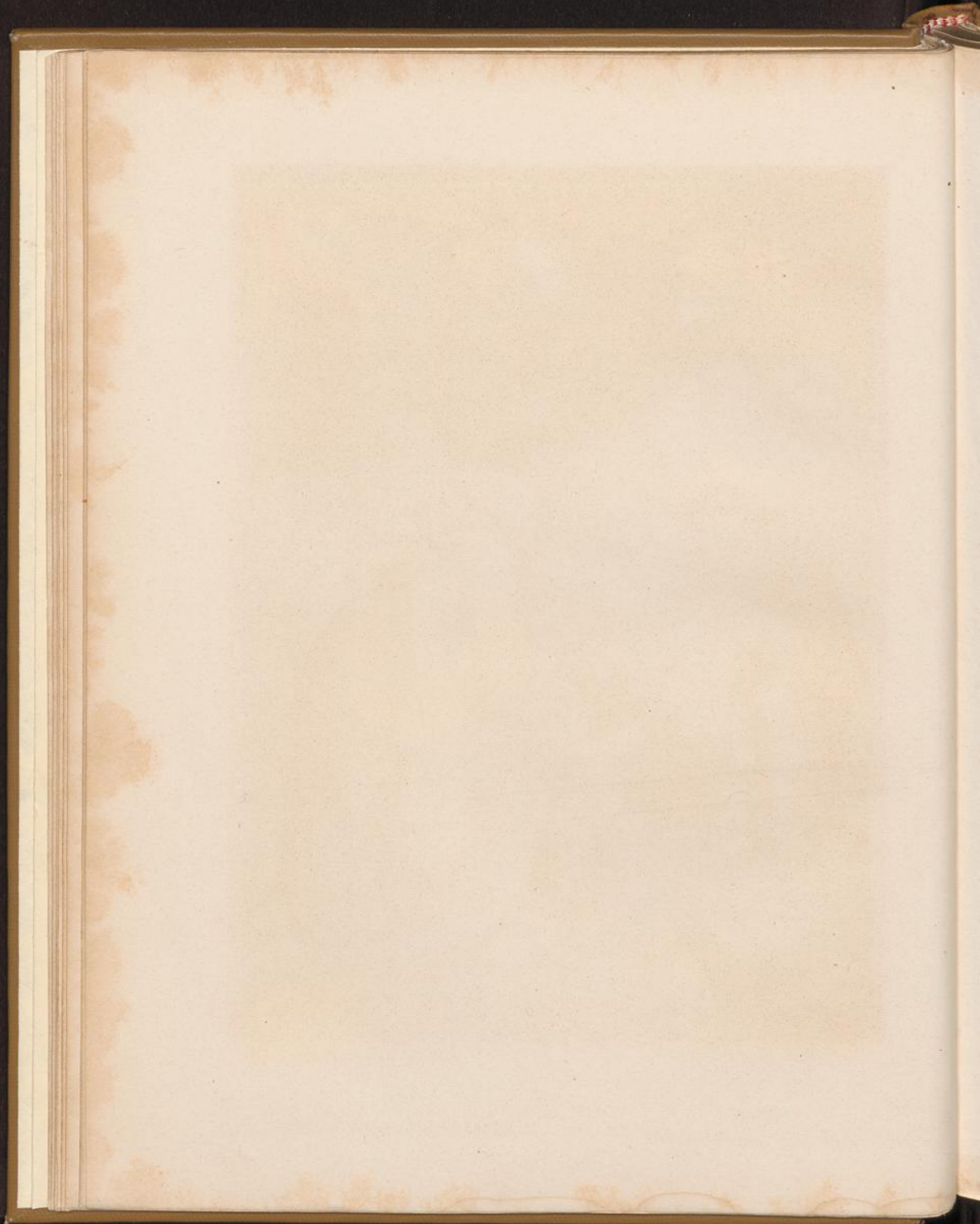
- Der versperrte Ausweg von J. Hoegg.
Elternfreude von E. Schuback.
Sage, Märchen, Legende von C. Scheuren.
Das kranke Entchen von G. Süss.
Der verlegene Gratulant von N. Oppenheim.
Grüß Dir Romantik von C. Scheuren.
Glückliches Landleben von G. Süss.
Der genesende Großpapa von W. Camphausen.
Seydlich Avancement von E. Hüntgen.
Keine Freud ohne Leid von N. Oppenheim.
Weihnachts-Abend von C. Scheuren.

II. Theil.

Seite	Seite
Für das Leben von N. Hocker	1
Die Vöglein aus Lehm von W. Constant	2
Das Thränenhemd von N. Hocker	2
Vom Mäuschen von Adelheid von Stollerfoth	3
Das Buch der Großmutter von Auguste Tenhaeff	3
Eichbäumchen und der Wegweiser von Julie Krüger	6
Mutter und Kind von Dr. Christian Schad	8
Die Glocken im Schilfleich von Th. Hegener	11
Das liebe alte Aschenbrödel von Elisabeth Grube, geb. Diez	12
Evangelium Matthäi 19, 13 von R. v. Kiberegg	20
Wunsch von R. v. Kiberegg	20
Der Affe zu Dhaun von G. Psarrius	21
Der letzte Fang von W. Constant	23
Engel pflügen von N. Hocker	24
Dornröschen von Th. Hegener	25
Es senkt mit erfrischender Kühle von Heinrich Zeise	25
Das kranke Kind von Friedrich	26
O selige Zeit von Heinrich Zeise	26
Die Wunderblume von Auguste Tenhaeff	27
Der letzte Tara von Wolfgang Müller	30
Erichs Ermordung von Heinrich Zeise	33
Heimweh von Karl. F. Seyffardt	34
Sunker Mondenschein von Franz Binder	35
Ein braver Ritt von Franz Binder	36
Des Tenzes Wiegenfest von Franz Binder	37
Herbstlied von W. Herchenbach	37
Tämmchen im Korn von Dr. J. N. Vogl	37
Das arme Hännchen von Auguste Tenhaeff	38
Die kleine Wiesenquelle von Julie Krüger	38
Der junge Abenteurer von Julie Krüger	41
Schwalben-Peter von W. Herchenbach	43
Hahn und Hühnchen von Ellen	64
Nirenkönigs Crost von Carl Oswalt	65
König Sigiberts Tod von Adolf Kube	66
Des Knaben Traum von Dr. Joh. Nep. Vogl	67
Die Kinder scherzen und spielen von Dr. Joh. Nep. Vogl	68
Das Schloß im See von Walter zu Scheurens Zeichnung Gruz die Romantik	68
Scydli's Avancement von Fr. Förster zu Hüntens Zeichnung	69
Der Jug durch's rothe Meer von Ludwig Würpel	69
Blüthe und Frucht von Heinrich Zeise	70
Das Thal, wo ich meine Kindheit verlebte von Friedrich	70
Ein Traum von Friedrich	71
An Heinrich Pröhle von Nic. Hocker	71
Weihnachtslied von Clemens zu Scheurens Zeichnung Weihnachtsabend	72

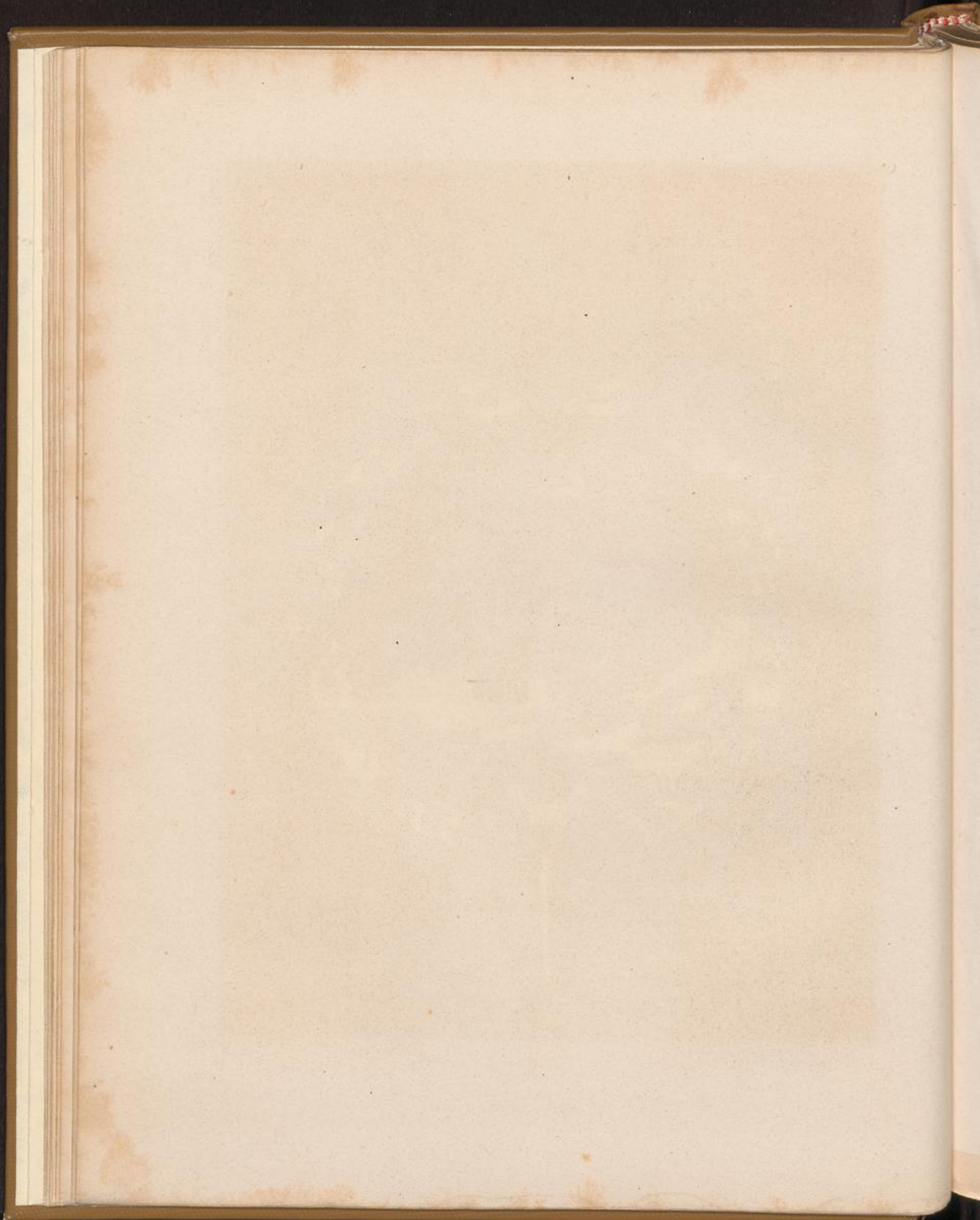


Der versperrte Ausweg.





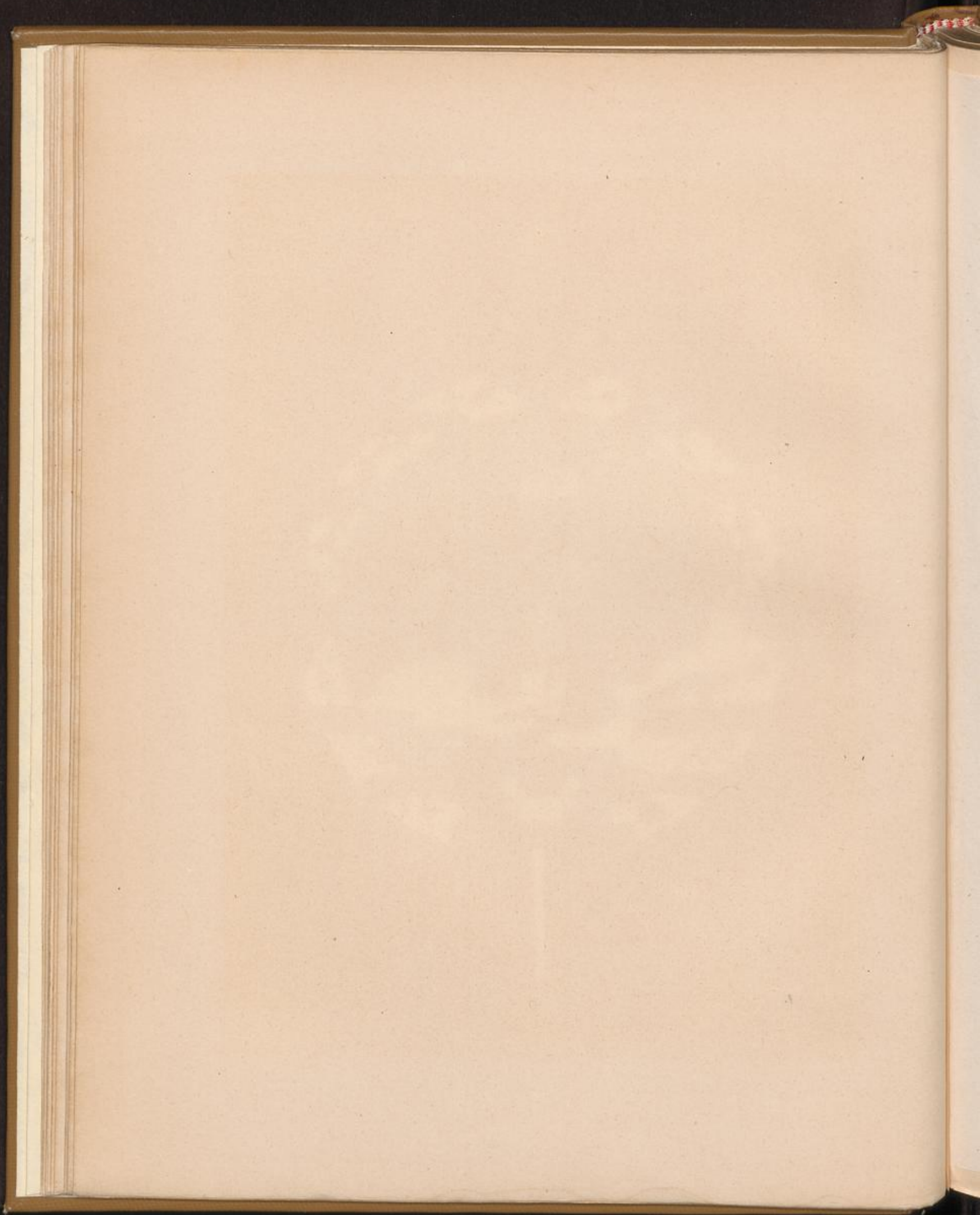
Elternfreude.





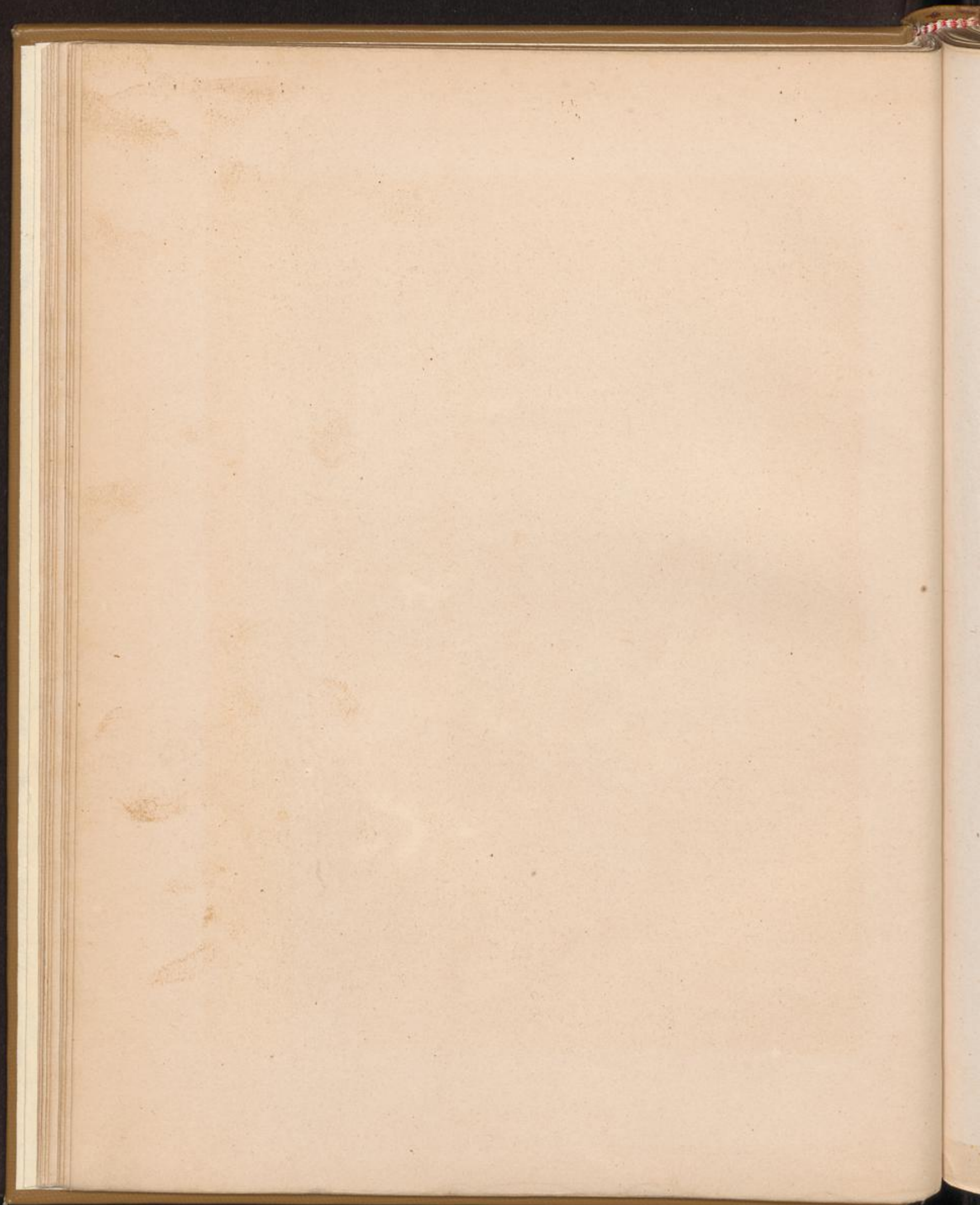
C. Scheuren. fec.

J.B. Sonderland lith.



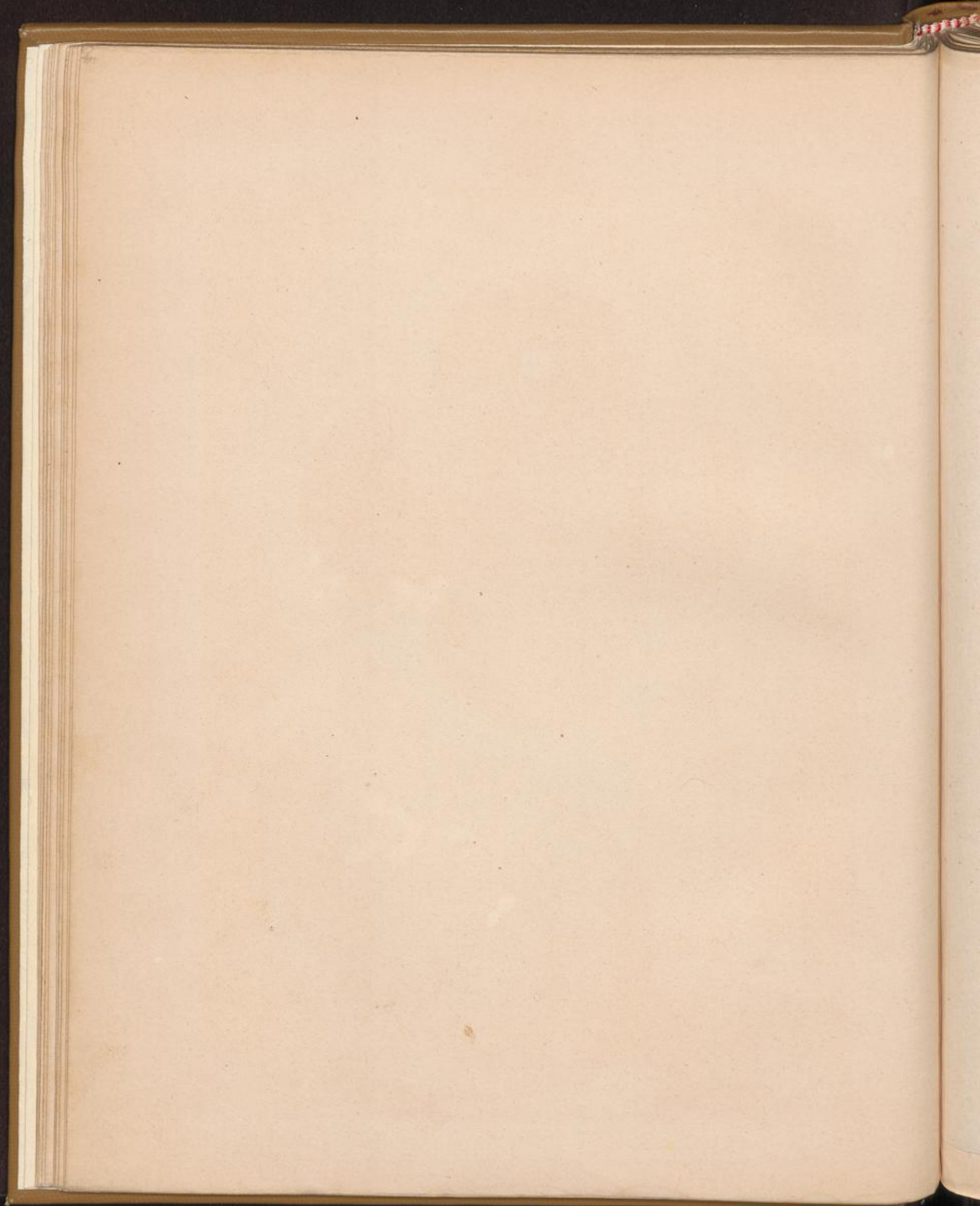


Das kranke Entchen.

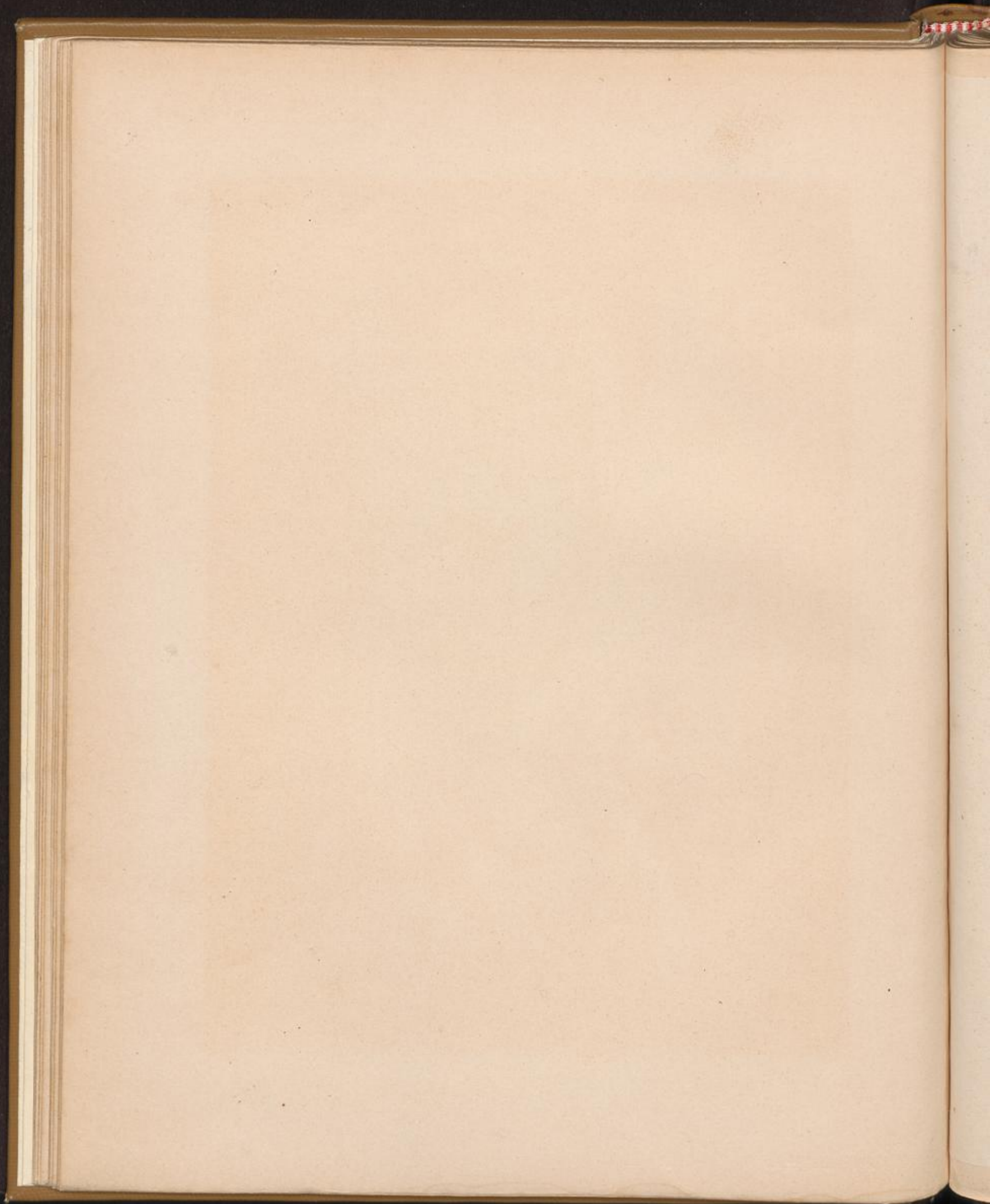




Der verlegene Gratulant.

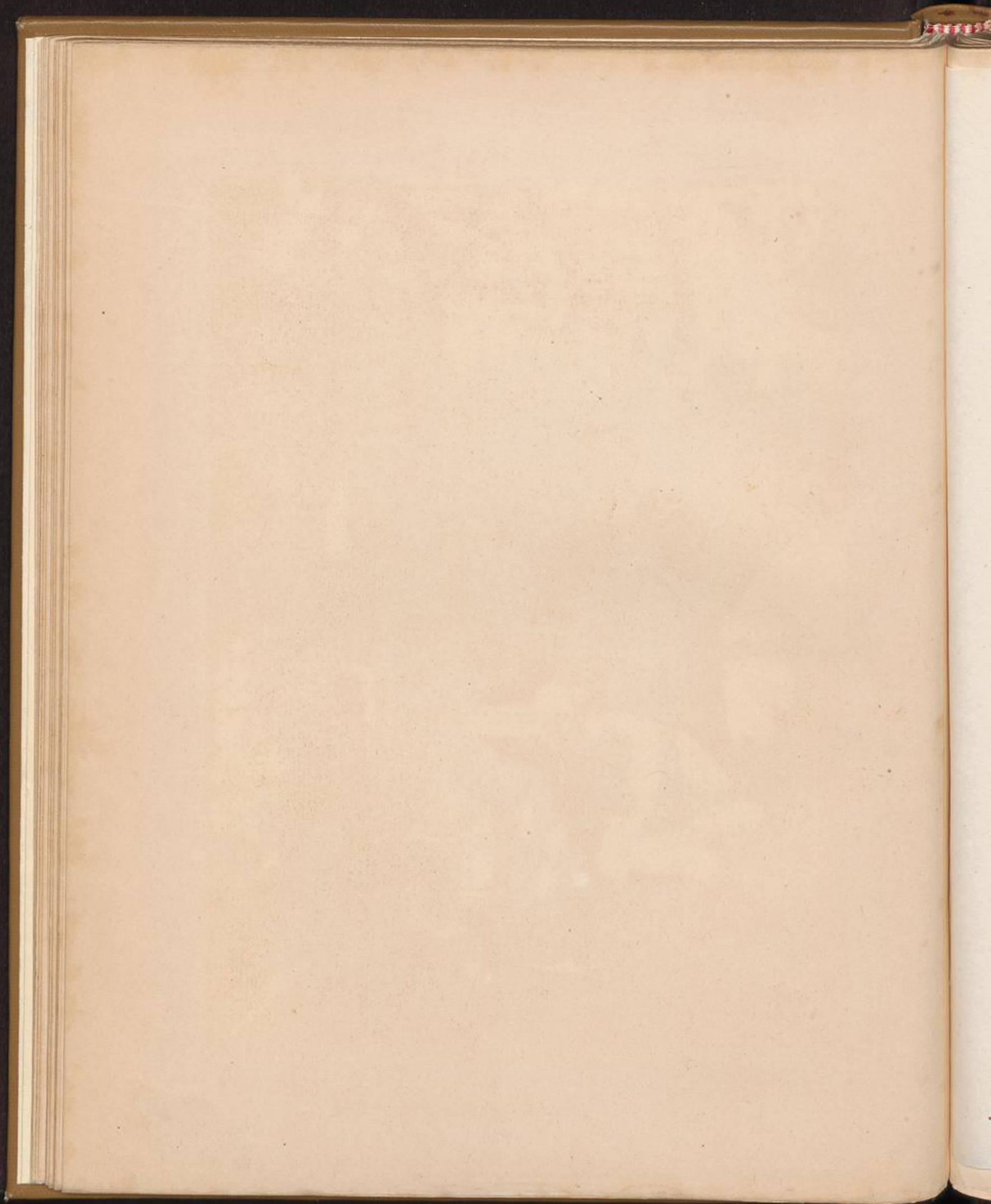






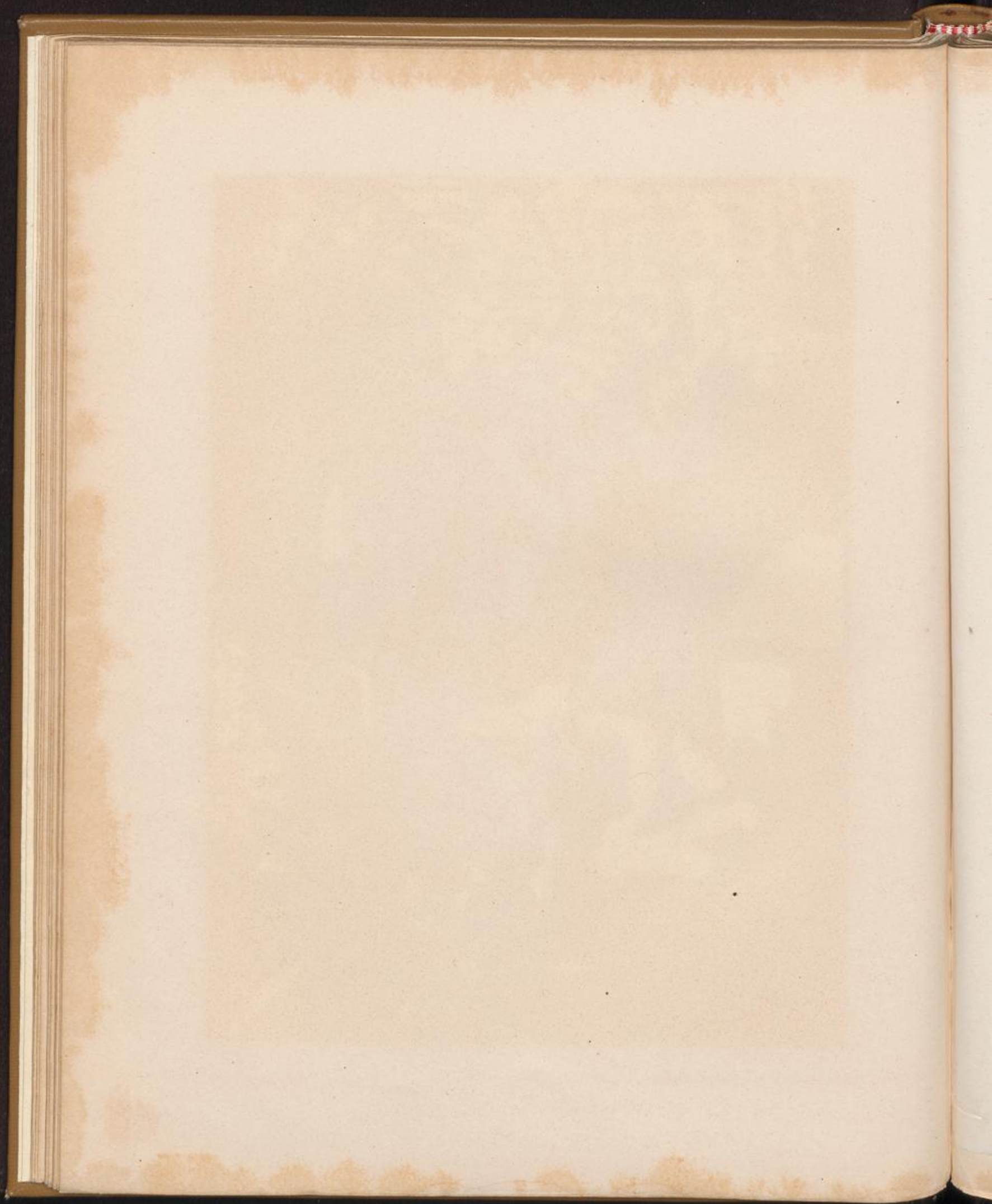


Glückliches Landleben.



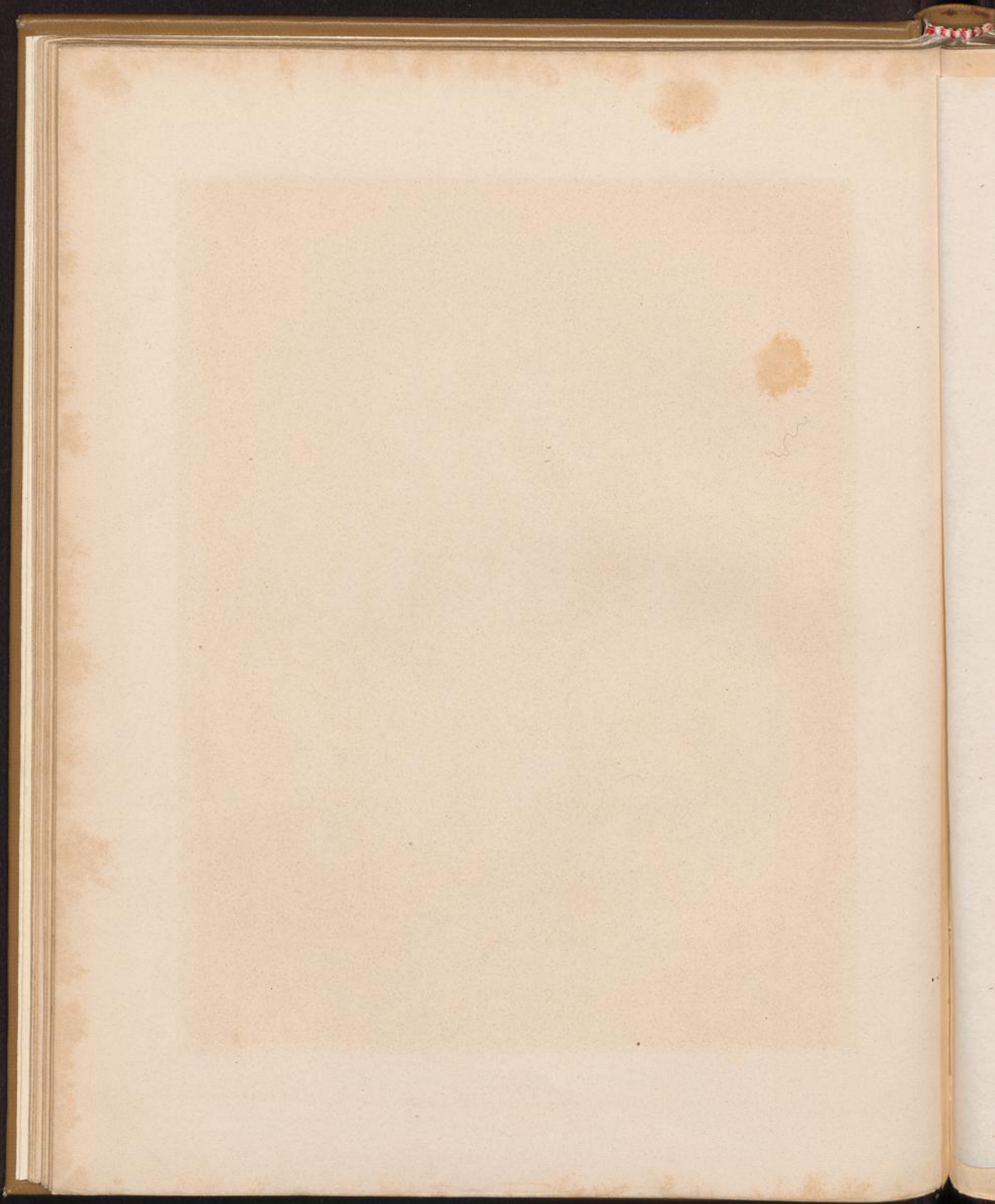


Der genesende Großpapa.



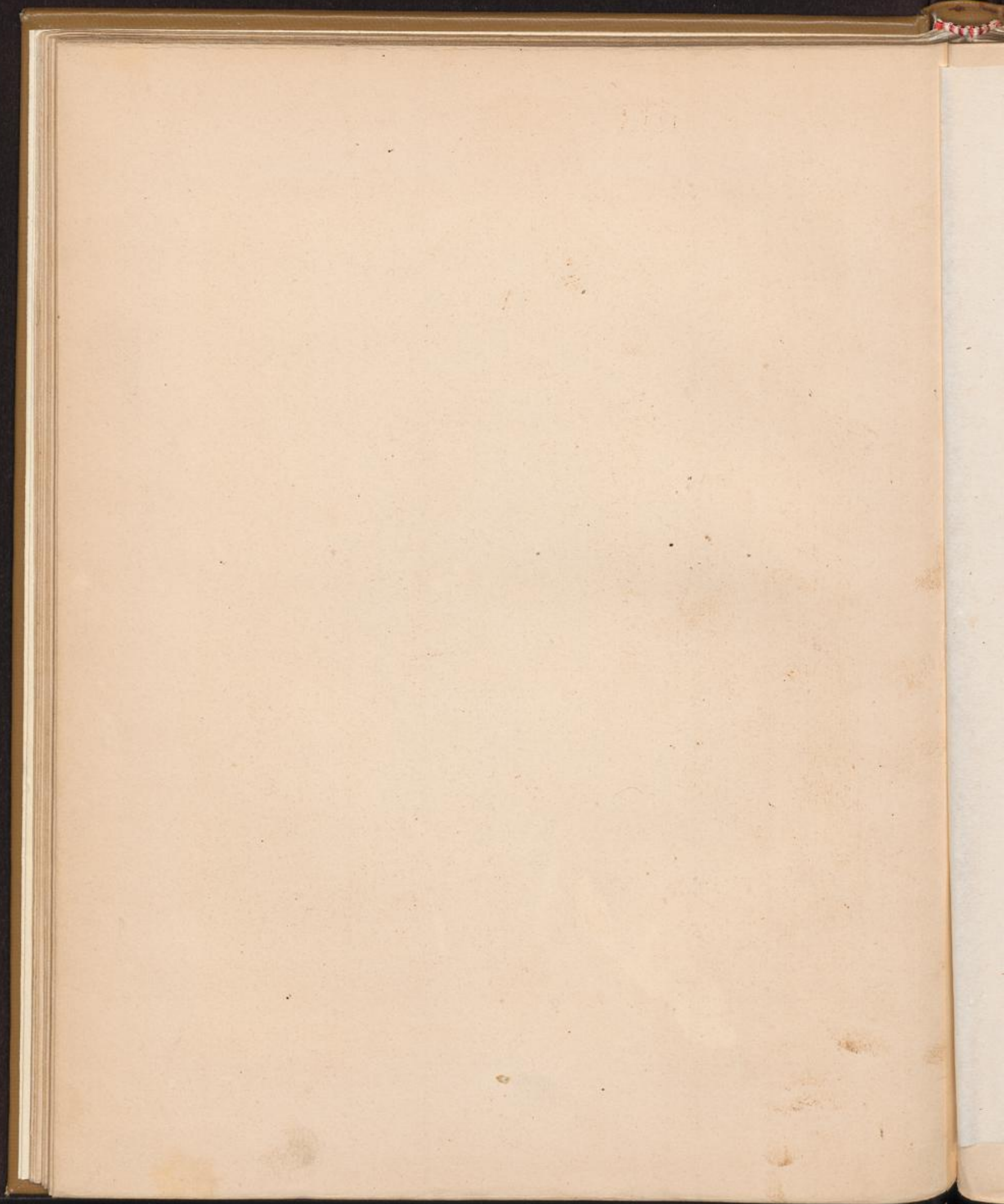


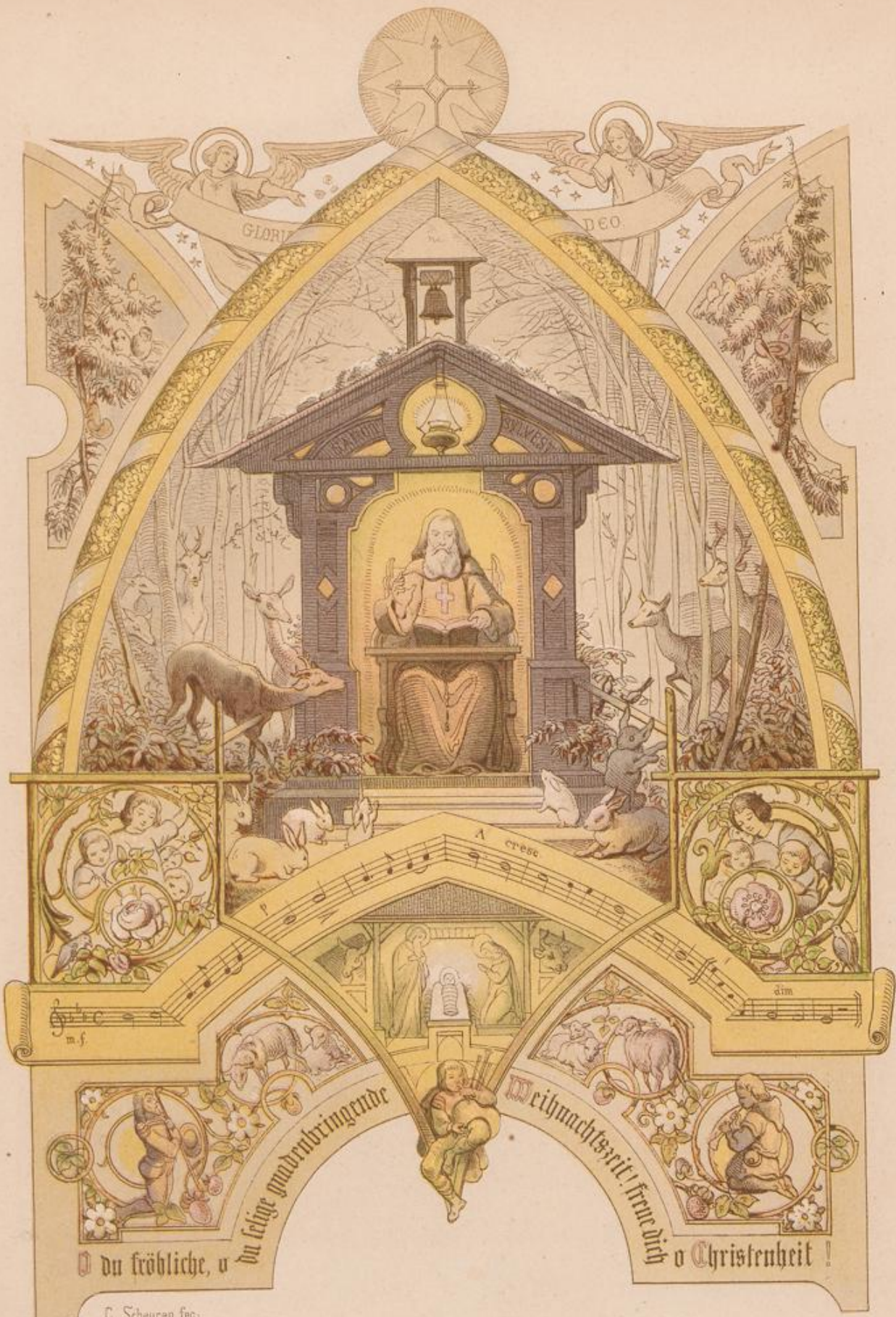
Sejdlitz Avancement.



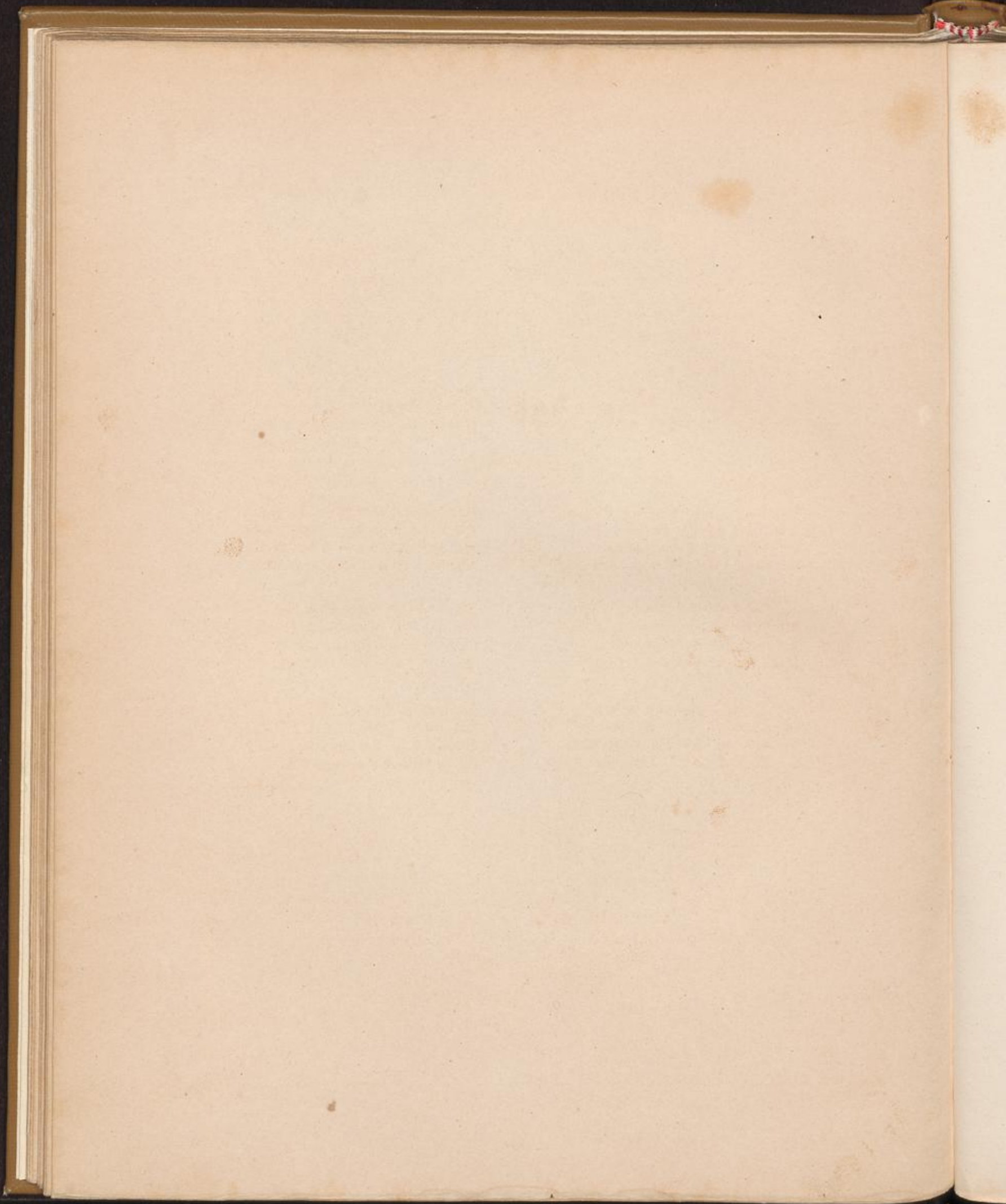


Keine Freud ohne Leid.





C. Scheuren fecit



Für das Leben.

Es ruht in tiefer Brust ein Schrein,
Drin senke manchen Edelstein,
Und häufe rastlos einen Schatz
Auf diesem hehren, heil'gen Platz.

Der Schrein steht in dem Herzen Dir,
Die Poesie bringt reiche Zier,
Und wo ertönt ihr mächtig Wort
Da mehret sich Dein bester Hort.

Was in der Jugend Dir erklang,
Das wahrst Du Dir Dein Leben lang,
Und was als Kind Dich einst erfreut
Beglückt Dich noch in fernrer Zeit.

Und naht des Kummers trübe Nacht,
Ein klarer Stern der Hoffnung lacht,
Und stehst Du einsam in der Welt,
Ein fester Stab Dich aufrecht hält.

Drum hebe Lied und Sage auf,
Und mehr' sie in der Jahre Lauf,
Doch Sorge, daß sie ächt und rein,
So wirft Du nimmer elend sein.

Du spendest Andern noch davon
Und freuest Dich an Wort und Ton;
Wenn still im Tod Dein Auge bricht
Ist es verklärt von ihrem Licht.

N. Godec.

Die Vöglein aus Lehm.

(Legende.)

Als Jesu noch ein Knabe klein,
Freut er sich auch an Spielzeug fein;
Wie schon in Kindlein nach dem Spiel
Der Trieb erwacht, ohne Zweck und Ziel.
Und Sabbat war es, zum Gebet
Die Judenschaft in die Schule geht;
Doch Jesu, Mariens Söhnlein saß
Ergößend sich am Spiel, im Gras,
Und kleine Vögel formt gewandt
Aus Lehm des Jesuskindleins Hand. — —
Geendet schon war das Gebet,
Heim Alles aus der Schule geht,
Und heiser fast vom Schulgeschrei
Am Jesukindelein vorbei;

Ein Pharisäer lästert, schilt
Das Kindlein, das am Sabbat spielt;
Und Jesu in dem Spiel gestört
Als er des Juden Schelten hört,
Mit holdverklärtem Angesicht
Mild zu Lehmvöglein also spricht:
„Nun denn ihr todten Vögelein,
Lebt, fliegt empor und denket mein!“
Sprach's und die thönernen Vögelein erhoben
Empor sich, den Schöpfer in Lüften zu loben.
Der Pharisäer aber stand
Und starrt auf Jesu festgebannt.

W. Constant.

Das Thränenhemd.

Die Nacht ist still, der Friedhof leer,
Die Kirche liegt im Dunkeln.
Die Mutter weint und klaget sehr,
Am Grab, wo Sternlein funkeln.
Leuchtwürmchen sind's, so zart beschwingt,
Die Mutter bang die Hände ringt,
Der Wind weht durch die Weiden.

Ihr einz'ges Kind birgt kühler Grund.
O Schmerz, wer kann dich fassen!
Drum mag sie zu so später Stund'
Nicht von dem Grabe lassen.
Der Thränenstrom neigt Rosenpracht,
Sie hat des fernen Glücks gedacht;
Der Wind weht durch die Weiden.

Da bricht der Mond das Wolkenband,
Gießt hellen Schein hernieder,
Und wie berührt von Geisterhand
Streut Blüthenschnee der Flieder.
Die Mutter hebt das Haupt empor:
Wer steht dort an der Kirche Chor?
Der Wind weht durch die Weiden.

Ihr Knabe ist es, bleich und blaß,
Er winkt, wie Kinder thuen.
Das Sterbekleid ist thränennass,
Drum läßt es ihn nicht ruhen:
„Ach Mutter, weine nicht so sehr,
Mein Hemd ist von den Thränen schwer.“
Der Wind weht durch die Weiden.

„„Und ist dein Hemd von Thränen feucht,
Will stillen ich mein Klagen!““
Das Kind wie Nebel still entweicht,
Die Nachtigallen schlagen.
Die Mutter wankte stumm nach Haus;
Ihr schien die Flur voll Modergraus:
Der Wind weht durch die Weiden.

M. Gockel.

Vom Mäuschen.

Vor Tagen fing ich ein Mäuschen klein
Mit glänzendem Fell und Neugelein;
Ich mocht' es nicht der Kaze geben,
Mich dauerte das arme Leben.
Da sezt' ich's in ein Haus von Glas
Und hatt' an ihm so manchen Spas.
Es puht' und striegelte sich recht,
Macht' wie ein Hund sein Bett zurecht,
Schlief oder kletterte umher
Und nagt' an seinem Häuslein sehr.
Ich gab ihm Fleisch und Brod und Wurst,
Dabei auch litt es keinen Durst.
Mit einem Wort, das Wahrheit ist:
Es lebte besser als mancher Christ,
Der fromm doch betet in seiner Noth:
Herr, gib uns unser täglich Brod! —

Bald nahm's mir Alles aus der Hand
Und that in Kurzem ganz bekannt,
Im Zimmer lief es oft umher
Und rief ich, kam es zu mir her.
Da pfiß es einst im Boden fein,
Mein Mäuschen lauscht: was kann es sein?
„Bei Gott, der schöne Mäusrich singt,
Er eine Nachtmusk mir bringt.“ — —
Ich beugte mich zur Thörin nieder
Und rief' und lockt' und lockte wieder,
Doch statt den Weg zu mir zu finden,
Sah ich in einem Spalt sie schwinden.
Am andern Morgen — was sah ich draußen?
Ich sah die Kaze mein Mäuschen schmausen.

Adelheid von Stolterfoth.

Das Buch der Großmutter.

Die Bewohner des Dörfchens Grünwald
sahen an jedem Sonntagmorgen ein altes, noch
kräftiges Mütterchen, bei ihren Fenstern vorbei
zur Kirche gehen. Fünzig Jahre lang hatte sie
diesen Weg gemacht und die ältesten Bewohner
des Dörfchens wußten sich nur seltener Fälle
zu erinnern, wo ihr Kirchenstuhl leer gestanden.

Gewöhnlich führte sie einen kleinen Knaben
an der Hand; erst ihren Sohn, jetzt ihren Enkel,
der seine Eltern verloren hatte und dessen ein-
zige Stütze sie war. Ihre Erscheinung gab den
Bewohnern das Zeichen ihr zur Kirche zu folgen,
da sie sich nie verspätete; „die alte Anna Maria
ist schon vorüber,“ hieß es dann. — —

In der Ferne erkannte man sie schon an
einem ungewöhnlich großen und schweren Kirchen-
buche, das sie in den Händen hielt. Siebzig
mühevollte Lebensjahre lagen hinter ihr und
wenn sie auch noch rüstig einherschritt, so ver-
ursachte das Tragen des großen Buches ihr
doch einige Beschwerde.

Aus dankbarer Anerkennung mitleidiger
Dienste, die Anna Maria den Kranken und

Esterbenden in der Gemeinde geleistet, schenkte
ihr der Ortsvorstand eines Tages ein kleines,
modernes Gesang- und Gebetbuch; wunderlicher
Weise gebrauchte sie es aber nicht.

„Das alte Buch hat mich in meiner Jugend
vor schlechten Wegen bewahrt und in meinem
Alter getröstet, sagte sie, werden meine Hände
auch lässig zum Tragen, so ist mein Herz dabei
doch fröhlich auf dem Wege. Schlage ich es
in der Kirche auf, so muß ich an all die Freuden
und glücklich überstandenen Leiden denken, in
welchen es mir ein treuer Begleiter gewesen ist,
und an all die Jahre die vorübergegangen
sind, seit ich es an meinem Brauttag zum ersten
Mal zur Kirche trug. — Das Neue kann für
Peter liegen bleiben, der soll seine Hochzeit
damit halten.“

Niemand im ganzen Dorfe hatte so viel
Gottvertrauen als Anna Maria. Mancher ihrer
Nachbarn, der in Sorgen lebte, suchte ihre Woh-
nung, um sich zu erbauen und von ihr zu hören:

„Wie, wenn die Noth am größten
Gottes Hilfe am nächsten.“

Peter, das war der kleine Enkel, mußte jeden Abend aus dem großen Buche vorlesen; dann legten sich Großmutter und Peter ruhig schlafen.

Nun geschah es, daß eines Tages ein fremder Mann in's Dorf kam und die Bewohner aufforderte ihre Häuser bei einer Feuer-Gesellschaft versichern zu lassen. Wie er bei Anna Maria eintrat, zeigte diese ihm ein Gebet in ihrem Buche, dessen Ueberschrift:

„Anrufung Gottes um gnädige Abweh- rung der Feuergefahr“

lautete. Fünzig Jahre habe ich Das gebetet, sprach sie, und kein Feuer hat meine Hütte verzehret; Gott der Herr wird sie mir auch ferner behüten.“

Der Agent lachte laut auf. „O, du einfältige Frau, sagte er, Gott der Herr hätte viel zu thun, wenn er sich um jede alte Hütte bekümmern sollte.“ Unwillig die Thüre zuwerfend, ging er weiter. — Peter hatte unvermerkt in einer Ecke gestanden. In seinem noch unverdorbenen Gemüthe richteten die Worte des Agenten viel Unheil an, denn immer klang es in seinem Ohre nach: „Gott der Herr hätte viel zu thun, wenn er sich um jede alte Hütte bekümmern sollte!“

Es ist wahr, wie viel alte Scheunen und Ställe gibt es nicht noch, dachte er, es ist doch nicht möglich, daß Gott sie alle sehen und bewahren kann.

Voll Unruhe lief Peter im Garten, wo die Blumen so herrlich blühten, umher, da stieg ein neuer Gedanke in ihm auf. — Wer, fragte er sich, tränkt jede Nacht die Blumen mit frischem Thau? Das kann doch nur der liebe Gott thun. Der Blumen sind aber tausendmal tausend auf der Welt, denkt er an jedes Blümchen, so kann er auch wohl die Menschen und ihre Wohnungen beschützen. Freilich, sagte dann wieder eine andere Stimme in seinem Innern, der Agent war ein vornehmer Mann und sah so klug aus, er muß das doch wohl besser wissen als meine Großmutter, die nicht einmal schreiben kann.

Bei dergleichen Gedanken wurde dem armen Peter ganz wirr im Kopfe, er hatte nie ähnliche gehabt und er fühlte, daß ihm nicht heiter zu Muth war.

Als er in's Haus zurückging und die Großmutter ihre gewohnte Arbeit mit Ruhe verrichten sah, wunderte er sich, daß die Rede des Agenten sie nicht ebenso beunruhigte, doch er sagte nichts.

Des Abends, als die Großmutter und Peter sich schlafen legten und dieser ein Gebet, das er allabendlich herzusagen pflegte, anfang, war er so zerstreut, daß er zwei Mal stecken blieb. Die Großmutter sagte: „Was fehlt dir Peterchen und warum kannst du nicht ordentlich beten?“ Da klagte ihr Peter, wie er sich fürchte, daß die Nacht Feuer ausbrechen und die Hütte verzehret werden möchte.

Die Großmutter merkte bald, was sein Gemüth in Unruhe versetzt hatte. — „Liebes Kind, sagte sie, Gott ist allwissend und allgegenwärtig, aber wir armen Menschen können das nicht begreifen und fassen. Du mußt dich mit kindlichem Glauben seiner Leitung empfehlen und nicht darüber grübeln ob, und wie er das thut. Noch viele Menschen werden dich von dem Glauben, daß Gott alles sieht und hört, abzubringen versuchen, doch hüte dich ihrem Rathe zu folgen. — Wenn du glücklich sein willst, Peter, so handele nach dem Worte des weisen Tobias: — Habe Gott vor Augen und im Herzen! — Thust du also, dann wirst du unter seinem Schutze sicher wohnen und einst mit Bewunderung den Segen des Höchsten auf deinem Wege empfinden.“

Die Worte der Großmutter trösteten den kleinen Peter; er legte sich dicht in ihren Arm — wie wenn er sich noch vor den Worten des Agenten fürchtete und schlief dann ein.

Ein guter Engel nahm im Traum den dunkeln Schatten von der Seele des Knaben hinweg und ließ ihn liebliche Bilder schauen.

Es träumte ihm, daß er einen schönen großen Garten, voll herrlicher Blumen und seltenen Fruchtbäumen, betrete. Wie er betrachtend umherging, sah er seine Großmutter auf sich zu kommen, aber die war keine alte Frau mehr, sie sah jung und schön aus, trug ein schneeweißes Linnenkleid und eine goldene Krone auf ihrem Haupt. „Großmutter, wie kam es daß du so schön wurdest?“ fragte Peter,

indem er ihr seine Hand entgegen streckte. — „Draußen vor dem Garten ist ein Brunnen, antwortete ihm die Großmutter, wer sich darin wäscht wird ganz schön.“ — Peter wollte nun auch nach dem Brunnen laufen, aber es lag ein Stein im Wege, worüber er fiel und erwachte.

Am andern Morgen erzählte er seinen Traum. „Merke wohl, sagte die Großmutter, wir sind noch draußen vor dem Himmelsgarten, von welchem du im Traume eine Ahnung erhalten hast. Der Brunnen, der davor steht, ist Gottes Barmherzigkeit; die muß uns täglich von Sünden rein waschen, wenn wir dereinst rein und schön erscheinen wollen, denn nur die reines Herzens sind dürfen nach dem Tode im Himmelsgarten wandeln und Gott schauen wie er ist. — Der Stein, über den du straucheltest und nicht zum Brunnen der Barmherzigkeit gelangen konntest, ist der Unglaube, der sich uns oft in den Weg legt, den wir aber durch Gebet und frommen Wandel hinwegräumen können.

Diese Auslegung seines Traumes gefiel Peter sehr gut; fröhlich begann er sein Tagewerk, trieb die Kühe auf die Weide und spielte harmlos mit den Blumen wie zuvor.

Unter der frommen Obhut seiner Großmutter wuchs er bald zum Jüngling heran; da wurde seine friedliche Heimath von den Stürmen des Krieges bedroht und er mußte als Soldat dienen. Schwer wurde Großmutter und Enkel der Abschied. „Gehe mit Gott!“ sagte sie; aber als er zur Thüre hinausgehen wollte, verklärte sich das thränenfeuchte Antlitz der Großmutter plötzlich zu einem freudigen Lächeln. Sie rief Peter zurück, ging in ihre Kammer, holte das große Buch und steckte es in sein Mäntel. Er ließ es geschehen; obgleich ihm das Buch schwer hing, wollte er doch die Großmutter durch Verweigerung des Geschenkes nicht betrüben. Das brachte ihm in der Folge vielen Segen.

Ein ganz anderes Leben begann jetzt für Peter. Die treue Führerin seiner Jugend blieb zurück und den rauhen Weg des Lebens mußte er allein wandeln. Die Macht des Bösen, welche die Großmutter abgewehrt hatte, drang von allen Seiten ungehindert auf ihn ein, aber

das Samenkorn des Guten, das sie in sein Herz gepflanzt, konnte niemals erstickt werden; es überdauerte das Unkraut, was es zuweilen zu überwuchern drohte.

Mehrere Jahre mußte Peter in der Fremde, von einem Ort zum andern, umherziehen; er lernte die Mühseligkeiten des Krieges kennen. Nicht immer befand er sich in guter Gesellschaft; rohe Kameraden suchten sein Gemüth zu verderben und spotteten über seine Gottesfurcht. Leider gelang es ihnen zuweilen ihn vom rechten Wege abzubringen, doch mit Thränen der Reue kehrte er zurück und suchte den zerstörten Frieden seines Innern wieder herzustellen.

Anfangs hatte er jeden Abend in der Großmutter Buch gelesen, wie aber das Spotten der Kameraden immer ärger wurde, verbarg er es unter seinem Kopfkissen und vergaß auch sehr oft sein Abendgebet.

Nun geschah es, daß Peter eines Tages krank und verwundet in ein Lazareth geführt werden mußte. Er fühlte sich sehr unglücklich und von Gott und Menschen verlassen; in diesem trostlosen Zustand gedachte er der vorigen Zeiten, faßte ernstliche Vorsätze der Besserung und langte sein großes Buch wieder hervor. Manche seiner Mitleidenden, die ihn so ernstlich in seinem Buche vertieft sahen, forderten ihn zum Vorlesen auf. Da wurden die erbaulichen Betrachtungen und Gebete, die darin enthalten waren, Kranken und Sterbenden zum Trost. Peter erkannte welchen Schatz ihm seine alte Großmutter mit auf den Weg gegeben hatte.

Endlich kam der Friede zu Stande; die welche von der feindlichen Kugel verschont geblieben, konnten in ihre Heimath zurückkehren. Auch Peter, der wieder gesund und vergnügt war, eilte freudigen Herzens dahin.

Aber die Thüre der Großmutter in Grünwald war verschlossen. Ein Nachbar, der das laute Klopfen Peters hörte, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sagte: „Die Anne Marie wohnt nicht mehr da, sie hat eine bessere Wohnung bezogen.“ — Als er Peter erkannte, lief er hinaus und erzählte, was sich seit seiner Abwesenheit begeben; wie die Großmutter gestorben, wie alle Bewohner des Dörfchens ihren

Verlust beklagt und dankbare Thränen auf ihrem Grabe geweint worden. „Grüßt meinen Peter, waren ihre letzten Worte gewesen, in einer bessern Welt sehen wir uns wieder.“ Sanft wie ihr Leben, setzte der Nachbar hinzu, war auch ihr seliges Ende.

Peter war tief betrübt, die fromme Großmutter nicht mehr zu finden. Er nahm Besitz von ihrer Nachlassenschaft, brachte die verlassene Hütte in gute Ordnung und nahm endlich seines Nachbarns Tochter zur Frau.

Am Morgen seines Hochzeitstages ging er mit dem schönen Buche, das einst der Ortsvorstand der mildthätigen Anna Marie geschenkt, neben seiner Braut zur Kirche; aber am Abend dieses schönen Tages legte er das alte Hochzeitsbuch seiner Großmutter in seiner Wohnung

auf den Tisch, stellte sich mit seiner jungen Frau daneben, erzählte ihr den Segen dieses herrlichen Buches, den er an seinem Herzen erfahren, und gelobte jeden Abend mit ihr darin zu lesen bis an sein seliges Ende.

Auf diesem Paare ruhte der Segen des Himmels und machte es glücklich. Noch bei zwei Geschlechtern lebte nach ihnen das alte Buch in der Familie fort und lehrte Jung und Alt: Gott vor Augen und im Herzen haben, und auf ihn bauen in aller Noth. Aber älter als das Buch wurde bei Kind und Kindeskindern der Segen der braven Anna Marie; getreu dem Worte der Schrift:

„Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser.“

Auguste Tenhaeff.

Eichbäumchen und der Wegweiser.

Das Glück von ungetrübten Tagen
Ist in der Jugend schwer zu tragen,
Man klagt — ach wenn's doch besser wär'!
Es flieht das Glück — kommt oft nie mehr. —

Eichbäumchen stand im Abendschein
Bei seiner Mutter ganz allein,
Die schlummernd von der Mittagsschwüle
Fortträumte, noch in Abendkühle;
Wegweiser mit der langen Hand
Stillschweigend in der Nähe stand.
Umher bemooste Steine liegen
Voran sich zarte Blumen schmiegen;
Der bunt geschmückte Schmetterling
Ermattet an den Blumen hing,
Und lautlos sank der Sonnenstrahl
Vergoldend, tief hinab in's Thal.
Dem Bäumchen war nicht recht das Schweigen,
Anmuthig rauscht es mit den Zweigen,
Tief hat's das grüne Haupt geschüttelt
Und an der Mutter Arm gerüttelt,
So daß die Eichel aus dem Stiel
In's weiche Gras hernieder fiel.
Erschreckt die ernste Mutter spricht:
Was hast du denn, du kleiner Wicht?

Verdirb dir nicht die gute Zeit,
Denn Sturm und Wind sind oft nicht weit,
Um uns aus süßer Ruh' zu wecken
Und mit Gefahren zu erschrecken.
Steh still und denk' darüber nach,
Wie schön war heut' der Sommertag. —
Eichbäumchen voll an Jugendmuth
Sprach trüb': — Mir geht's nicht gar zu gut,
Ich bin nun schon so stark und groß
Und kann nicht von der Stelle los,
Fort zieht mich's über Feld und Rain
Recht in die weite Welt hinein.
Wegweiser zeigt mir früh und spät
Wohin der Weg zum Städtchen geht,
Dort ist ein Schreiner-Magazin,
Da, spricht er, Eichbaum, mußt du hin,
Dort lernst du in der Menschen Mitten
Viel Schönes, und ganz andre Sitten;
Im Zimmer stehst du voller Stolz
Als schmucker Schrank von Eichenholz,
Gehobelt wirst du und polirt,
Mit Schlüssel und mit Schloß verziert
Vier kleine Füße macht man dir,
So wie sie hat das kleine Thier,
Doch nicht damit umher zu gehn,

O nein, allein zum Sicherstehn. —
Entzückt fällt jetzt der Eichenbaum ein:
Solch Kleiderschrank möcht' ich schon sein!
Und lauter ruft er in den Wald:
O käm' ich doch nur fort, recht bald! —
Eichbäumchens Mutter ernsthaft spricht:
„Trau du Wegweisers Worten nicht;
Gar mancher seufzt' im engen Zimmer,
Verblindet auch durch Tand und Schimmer,
Schaut Lebenslang mit düsterm Blick
Nach seiner Jugendzeit zurück.
Hier bist du Waldes Zier und Stolz,
Dort immer nur ein Schrank von Holz.
Der große Gott hat sich's erdacht,
Aus Jedem was ihm taugt gemacht;
Der Eine soll durch's Leben wandern,
Das Harren ist das Loos des Andern.

Vergangen war nun manches Jahr,
Der Eichenbaum schon viel größer war;
Er kam nicht in die weite Welt
Und ward nicht von der Art gefällt,
Schaut sehnsuchtsvoll mit trübem Sinn
Stets nach dem Weg zum Städtchen hin.
Ein Forstmann kommt, beschaut die Eichen,
Macht allen Bäumen dann ein Zeichen,
Sticht auch den jungen Baum in's Herz,
Das war der Eiche erster Schmerz;
Zum erstenmal der Baum empfand
Den Zauberschlag der Menschenhand,
Die Wunden schlägt, nicht Frieden schont
In Wald und Flur, wo Leben wohnt.
Verfallen war die Jugendzeit
Des Baums der ersten Nützlichkeit.
Man fällt die Eichen da und dort
Und fährt sie aus dem Walde fort;
Ein Wagen rollte durch den Sand,
Vier Dechselein waren vorgespannt,
Der Bauerbursche hat geknallt
Mit seiner Peitsche, daß es schallt;
Der hat den Eichenbaum stark umfaßt
Und fährt davon mit seiner Last.
Der Eichenbaum ruft: Ade! Ade! —
Nun fahr' ich in die Welt, Ade! —
Eichenbaumes Mutter ernst und trübe
Sprach, segnend ihn, in Mutterliebe:
Wirst du einst schön und vornehm sein,

Bleib' gut und brav — und denke mein. —
Wegweiser sah den Eichenbaum scheiden,
Der, sprach er, ist nicht zu beneiden,
Ein Kleiderschrank ist auch kein Glück,
Er kehrt nie mehr hierher zurück.
Auch ich ward einst vor langen Jahren
So lustig aus dem Walde gefahren,
Ging auch wie dieses Eichenbaums Sohn
Vom Walde fort, mit Spott und Hohn;
Denn ausgezeichnet ward ich ja
Vor vielen — die noch standen da.
Der schöne Wald war bald verschwunden,
Der Weg zum Dorfe schnell gefunden,
Die Kinder kamen Schaarenweis
Und zupften mich an jedem Reis,
Mein schönes grünes Blätterkleid
Ward überall umher gestreut;
Zerschnitten wurden Arm und Bein,
Nackt trug man mich in's Dorf hinein,
Am Boden lag ich auf dem Grase,
Wir tanzten Alle auf der Nase.
Noch war' der blanke Stahl nicht müd',
Zerspalt'n wurde jedes Glied;
Waldblümchen standen in der Nähe,
Die riefen laut und klagend: Wehe!
Da lag ich nun auf harter Tenne,
Zur Kurzweil kamen Spaz und Henne.
Einst hat man mir in Morgenstunden
Ein schwarz und weißes Band umwunden,
Als Deutung wurde mir erklärt,
Ich sei damit jetzt sehr geehrt.
Ich hatte Glück nun in der Welt
Und ward im Walde angestellt.
Seht mich Waldblümchen alle an,
Nicht wahr, ich bin ein schöner Mann? —
Die Blümchen riefen — Gott erbarm'!
Du hast ja jetzt bloß einen Arm! —
Und wie es junge Mädchen machen,
Sie wollten sich zu Tode lachen:
Du bist so mager von Gestalt,
Hast auch wohl dürftigen Gehalt? —
Wegweiser war erstaunlich klug,
Er sprach mit Stolz: — Für mich genug,
Ich danke Gott wie er's beschied'n,
Bin auch mit — einem — Arm zufrieden;
Die Welt, sie wird doch fortbestehn,
Wenn auch Wegweiser einsam stehn.

Der Eichbaum, längst schon fortgefahren,
Ward auch gezaust an Kopf und Haaren;
Man schneidet Brettchen schmal und lang
Und baute einen Kleiderschrank,
Er ward gehobelt und gedreht,
Geleimt, polirt von früh bis spät,
Geklopft, geschlagen ohne Ruh,
Zulezt macht man die Thüre zu.
Wie alle jetzt den Schrank besehn,
Da fühlt er an dem Schlüssel drehn,
Man ruft: der Schrank ist fertig nun!
Der Eichbaum denkt: Jetzt kann ich ruhn!
Sein Geist schweift in den Wald zurück,
Und er vergleicht das neue Glück;
Verschwunden war der Jugend Kausch,
Unglücklich macht ihn dieser Tausch.
Er fand sich immer hohl und leer,
Nicht Mark und Kraft war in ihm mehr,
Die Sehnsucht ist in ihm erwacht,
Er hat mit Schmerz zurück gedacht
Zum grünen Wald mit Nadelduft,
Mit Sonnenschein durchwärmte Luft;
Zur Himmelsdecke, hoch und fern,
Geschmückt mit Sonne, Mond und Stern.
Es kam in kurzer Tage Lauf

Der Kleiderschrank schon zum Verkauf.
Man stellt ihn auf in dunkler Kammer,
Und nun begann des Daseins Zimmer,
Nicht Sonnenglanz, nicht Mondenschein,
Kein Tageslicht drang zu ihm ein;
Verlassen stand der Kleiderschrank
Ganz einsam da sein Leben lang.
Die Kleider, Mäntel, bunt von Seide,
Das waren seine Eingeweide.
Da klagt er laut und seufzte schwer:
Wenn ich doch noch im Walde wär'!
Begleiter hat's nicht gut erdacht,
Daß er die Sehnsucht angefacht;
Er flöste mir die Wünsche ein,
Noch mehr als nur ein Baum zu sein,
Zeigt mir den Weg, den ich sollt' gehen,
D hätt' ich ihn doch nie gesehen! —
Das war des Kleiderschrankes Klage
So früh und spät, so Nacht' wie Tage.

Der brennend heiße Wunsch im Herzen
Erfüllt sich oft zu unsern Schmerzen;
Wenn die Veränderung ist geschehn,
Zu spät — hat's Mancher eingesehn.

Julie Krüger.

Mutter und Kind.

Vier Sagen in Romanzen- und Balladenform.

1. Die Prozession auf der Starckenburg.

Der Mutter träumt: sie sieht das Schloß,
Das lang schon verfallen, wieder ersteh'n,
Die Fahnen in blauer Maimondnacht
Lustig von Thurm und Zinnen weh'n.

Und wie sie über den Schloßhof geht,
Der einsam liegt, da knarrt die Thür
Der Grabkapelle, und schattenlos
Wallt eine Prozession herfür.

Das Kreuz voran, und hinterdrein
Die betenden Kinder in weißem Kleid
Und Schuh — ihr eignes mitten drin —
Ihr hüpfst das Herz vor heller Freud.

Die Frau'n und Jungfrau'n folgen darauf
Wie Nonnen verschleiert und litanei'n,
Den Blick am Boden, so bleich und schön
Das Angesicht wie Mondenschein.

Die Glocke geht — wie Lerchen im Wind
Klingt und verklingt der Zug schon fern,
Noch immer lacht und winkt das Kind,
Die Mutter drückt' es an's Herz so gern!

Sie langt nach ihm — und wie sie erwacht:
Ist ihr so beklommen, sie zündet Licht
Und sieht nach dem Kind — das schläft so süß,
Doch bleich wie der Mond durch Linden bricht.

Es schläft so fest wie der Stein auf der Gaid',
So stumm wie der Mast im Meeresgrund,
So unberührt wie zur Frühjahrszeit
Das erste Grün im Wiefengrund.

Die Tanne verläßt den grünen Wald,
Aus Schloß und Zwinger bröckelt Gestein,
Und selbst am Herzen der Mutter schläft
Ein Kind auf Nimmererwachen ein.

2. Todte Mutter.

Das Kind wie eine Knospe brach
Herfür an's liebe Tageslicht,
Derweil der Mutter wie welkem Gras
Im bitterm Tod das Auge bricht.

Es fehlt der Thau dem jungen Grund,
Dem Kind der Born, daran es trinkt —
Es lechzt und verstummt, wie die Lerch' in den Klee
Blutig vom Weih getroffen sinkt.

Und sich — es öffnet sich leis die Thür,
Die todte Mutter schwebt herein
Und schluchzt vor Freud' und neigt sich lind
Ueber den Engel im Wiegenschein.

Mit süßen Mienen legt sie das Kind
Sacht an die volle quellende Brust —
Den blauen Himmel der Augen schlägt
Es auf zu der Mutter und lacht vor Lust.

So sitzt sie über den Liebling geneigt
Tief in der Nacht, bis der Morgen graut;

Die Wärterin sieht und sagt es nicht,
Was sie nur wie im Traum geschaut.

Und so geschah's nun Tage lang,
Bis daß sie am letzten Abschied nahm,
Die bleiche Mutter vom blühenden Kind,
Und noch bis heut nicht wieder kam.

Sie drückt es dreimal noch an's Herz
Und segnet's, eh' sie von dannen geht,
Wie wenn in aller Früh' der Mond
Wandelt vorbei am Rosenbeet.

Die Lind' am Kirchhof hat es erlauscht
Und fängt ganz heimlich an zu blüh'n
Und läßt den ersten Duft als Gruß
Vom Kind auf's Grab der Mutter sprüh'n.

Wen eine todte Mutter gefängt,
Der weiß für Lieb den rechten Born —
Wem sie sich über die Wiege gebeugt,
Blüh'n Rosen noch im tiefsten Dorn.

3. Die Nonne von Lich.

„Was störst du mich in meinem Schlaf,
O Nonne jung und schön —
Und kommst an den tiefen Brunnen,
Wenn andere schlafen gehn?“

Du siehst so bleich und lehnst so tief
Ueber den steinernen Rand,
Du suchst mit den matten Augen
Und winkst mit der welken Hand.“

„Was ich am hellen Tag vollbracht,
Läßt Nachts mir keine Ruh;

Mich schreckt mein eig'ner Schatten,
Der tritt vor meinen Schuh.““

„Das Wasser ist so kalt und tief,
Das hast du nicht bedacht —“

„O komm' an die liebe Sonne,
Die roth wie Rosen lacht.““

„Der Rosen hab' ich mir genug,
Doch blüh'n sie weiß wie Schnee —
O Mutter, laß mich schlafen,
Mir ist so weh, so weh!“

4. Die Höhle im Altkönig.

Sie nimmt den Korb mit Gras auf den Kopf
Und faßt das Kind bei der Hand
Und steigt den stillen Berg hinan,
Der weitaus schaut in's Land.

Da öffnet mit Krachen sich der Berg,
Und durch ein dunkel Thor
Aus einer Höhle lang und breit
Haucht's kalt und feucht hervor.

Sie geht mit dem Kind durch den langen Gang
Und kommt in einen Saal,
Es sitzen Sieben um den Tisch
Mit weißem Bart zumal.

Sie regen und sie rühren sich nicht
Und schau'n einander an
Mit leuchtendem Blick wie Knaben thun,
Und hängt doch Reif daran.

Es glänzt und gleißt der ganze Saal,
Knauf, Boden, Deck' und Wand
Glitzern von Gold und Edelstein,
Von Silber und Diamant.

Ihr hüpfst das Herz, sie leert den Korb
Und faßt mit flinker Kraft
Von Gold und Silber just so viel
Als sie im Flug errafft.

„Ei, Frau, vergeßt das Beste nicht!“
Herrscht ihr ein Alter zu,
Sie aber hebt den vollen Korb
Und ist davon im Nu.

Und wie sie trat an's Tageslicht,
Fährt knarrend in's Schloß das Thor —
Sie aber schrickt zusammen, als führe'
Aus bösem Traum sie empor.

„Mein Kind, mein Engel, wo bleibst du so lang?“
Das sitzt noch im Saale drin
Und spielt mit dem rothen Gold und zeigt
Es lächelnd den Greisen hin.

Die aber regen und rühren sich nicht
Und schau'n einander an
Mit leuchtendem Blick wie Knaben thun,
Und hängt doch Reif daran.

Ein Wichtelmännlein vernahm ihr Fleh'n
Und stillt' ihr die blutende Wund':
„In sieben Jahren am selben Tag
Und zu derselben Stund'

Komm' wieder her, so trifft du dein Kind
Wieder wie's lebt und lebt;
Es taugt nicht, wenn man seinen Sinn
In Geld und Gold begräbt.

Das grüne Gras, das du verschmäht,
Barg auch das Wunderkraut,
Das aufgeschlossen dir den Berg
Und was du drin geschaut.“ —

Nach sieben Jahren am selben Tag
Und zu derselben Stund'
Da mäht die Mutter wieder Gras,
Im Herzen die brennende Wund'.

Und wie sie steigt den Berg hinan,
Da liegt ihr Engel, das Kind,
Und schläft so tief und athmet so leis,
Wie Blumen fallen im Wind.

Es liegt noch just so jung und frisch,
So blühend in Gras und Kraut,
Wie da sie es zum letztenmal
Vor sieben Jahren geschaut.

Sie küßt und hebt es auf den Arm
Und drückt's an die Mutterbrust,
Da schlägt das Kind die Augen auf
Und lacht und weint vor Lust.

Es schlingt sich der Mutter um den Hals
Als sprach' es in seligem Muth:
Vergiß nicht über Silber und Gold
Dein eigen Fleisch und Blut.

Geschlossen bleibt seit dieser Zeit
Der Berg mit seinem Thor,
Nur manchmal durch die Spalten dringt
Ein Singen und Sagen hervor:

„Ein Kräutlein blüht im Waldesschrein,
Das hab' und halt' in Hut:
Bergiß nicht über Gold und Geld
Dein eigen Fleisch und Blut.“

Dr. Christian Schab.

Die Glocken im Schilfteich.

Komm her, du blonder Krauskopf
Und setz dich auf mein Knie,
Hopp hopp, ein Reuter zu Pferde!
Recht mir in's Auge sieh.

Horch was ich dir erzähle!
Da draußen im Weidenbruch,
Du weißt, da ist ein Schilfteich,
Der nie einen Nachen trug.

Es säuselt und flüstert im Röhricht,
Schilffschwerverter schneiden die Luft;
Und über der Mitte schwebet
Ein weißlicher Nebelduft.

In der Mitte, da ist der Quickborn,
So tief und so blau und klar;
Da läuten die Kirchenglocken
Zweimal in jedem Jahr.

Das ist in der heiligen Christnacht
Und Ostern zur Morgenstund',
Da hört man die Glocken läuten
Aus dem tiefen, tiefen Grund.

Auf dem tiefen, tiefen Grunde,
Auf silberweißem Sand,
Da steht eine schöne Kirche,
Die einst hier oben stand.

Die Kirche, die ist versunken
Schon manches hundert Jahr;
Es huscht durch die Glockenfenster
Der Fische schuppige Schaar.

Das Wasserhühnchen tauchet
Hinab bis zum hohen Chor;
Doch ragt nicht des Thurmes Spitze,
Nicht der gold'ne Hahn hervor.

Die Schwalben nur, wenn sie streifen
Des Wassers Spiegel, sehn
Auf dem klaren, tiefen Grunde
Den Thurm und die Kirche stehn.

Doch in der heiligen Christnacht
Und Ostern zur Morgenstund'
Da hört man die Glocken läuten
Auf dem tiefen, tiefen Grund.

„Warum ist die Kirche versunken?“
Das weiß ich selbst nicht recht;
Ich glaube, die Menschen waren
Böse geworden und schlecht.

Nun schau mir recht in's Auge,
Laß mich in deines sehn!
Mir deucht, auf dem tiefen Grunde
Säh' ich die Kirche stehn.

Und hörte die Glocken läuten,
Und hörte der Orgel Ton,
Wie einst vor alten Zeiten,
Die lange, lange entflohn.

Th. Segener.

Das liebe alte Aschenbrödel.

Ein dramatisches Märchen.

Personen:

Der Prolog, ein Page.

Der Rathsherr Wohlgeemuth.

Seine zweite Frau Susanna.

Brigitte, Mechtilde, ihre Töchter.

Anna, genannt „Aschenbrödel“, ihre Stief-
schwester, des Rathsherrn Tochter.

Der Prinz.

Ein Kammerherr.

Ein Läufer.

Ein Knecht.

Hofleute, Volk.

Zwei sprechende Bäumchen.

Zeit der Handlung: das 12. Jahrhundert. Ort: eine deutsche Reichsstadt.

Erster Aufzug.

Prolog.

Ein Page tritt auf.

Ihr holden Frauen! mit Vergunst:
Des edlen Puppenspieles Kunst
Wird heut' in neu belebten Bildern
Schön Aschenbrödels Leben schildern.
Ihr edlen Herrn! habt mit Bedacht
Auf jede feine Wendung Acht,
Die der Poet mit vielem Fleiß
Geordnet zu des Kindes Preis,
Das in dem deutschen Märchenhain
In treuer Liebe Heil'genschein
Jahrhunderte hindurchgeschritten,
Und freundlich steht in unsrer Mitten.
Seht, dieses Bild aus alter Zeit
Ist nimmer unsern Herzen weit,
Weil ob dem zarten Märchenbild
Die Wahrheit hält den Zauberschild,
Und weil die Lieb' als holder Gast
Vorwelt und Gegenwart umfaßt.
So werden alle Kinderherzen
Des Lebens Ernst annuthig scherzen,
Und mit der Dichtkunst Zauberworte
Erschließen sich die Himmelspforte.
Aus dieser Pforte strömt ein Schein
Der ew'gen Schönheit mild herein,
Und wird das arme dunkle Leben
Mit wunderbarem Glanz umgeben;
Die frommen Kinder, die Frauen schön,
Des Märchens Zauberreiz verstehn! —

Gern übt' ich meine schöne Pflicht
Zu präladiren das Gedicht,
Und bitte nochmals um Vergunst
Für unsres Puppenspieles Kunst.

(Der Page verneigt sich und tritt zurück. Der Vorhang fällt. Eine sanfte Musik, wo möglich Flöten und Hoborn, sonst irgend eine Melodie von Mendelssohn auf dem Klavier, spielt einige Augenblicke, dann hebt sich der Vorhang wieder.)

Zweiter Aufzug.

Ein Kirchhof, vom Mondschein beleuchtet; in der Kapelle scheint das Licht der ewigen Lampe, ein Glöckchen läutet den „Engelsgruß“ Ave Maria. „Aschenbrödel“, damals noch Anna genannt, kniet betend an einem frischen Grabe, auf welchem ein junges Bäumchen steht.

Anna

spricht (mit leiser, von stillem Weinen unterbrochener Stimme).

Du Bäumchen auf der Mutter Grab,
Das ich darauf gepflanzt hab',
D wachse schön und grüne fort
Am heil'gen stillen Ruheort.
Ach, in das hohe Kirchhofsgras
Thaut meiner heißen Thränen Raß;
Die reine Quelle soll es sein
An der das Bäumchen mag gedeihn!
Und wie sie immerdar wird fließen,
Mög' auch das Bäumchen fürder sprießen.

Gott Vater in dem Engelson!
Die Hände heb' ich still empor,
Schau gnädig von dem Himmel her —
Nun hab' ich keine Mutter mehr!
Sie war so lieb, so sanft und gut,
Die unter diesem Rasen ruht,
Daß nun im Traume Tag und Nacht
Um sie mein banges Herze klagt. —
Laß Vater, in die Hände dein
Das Waisenkind befohlen sein! —
Mach' du mich wie die Mutter fromm,
Daß ich zu ihr in Himmel komm';
Gieb sie als Schutzgeist meinen Wegen,
Ich bitte, Gott, um diesen Segen. —
Gib mir Vertrauen und Geduld
Und hüte mich vor Sündenschuld! —

(In der Kapelle ertönt die Orgel, man hört den Gesang der Gemeinde, in welchen Aschenbrödel mit einstimmt):

O sanctissima!
o piissima
dulcis virgo Maria!
mater amata,
intemerata
ora, ora pronobis!
(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Ein Wohnzimmer mit mittelalterlichem Geräthe, im hohen Lehnstuhle sitzt der Hausvater, der Rathsherr Wohlgemuth und seine zweite Gemahlin Frau Susanna neben ihm; deren beide Töchter, Brigitte und Mechtilde stolziren, stattlich aufgeputzt, im Zimmer umher.)

Rathsherr. Lieberwerthe Frau Gemahlin! ich habe meine Tochter Anna entboten und bitt' euch, nehmt sie freundlich auf! Sie ist ein gutes frommes Kind, kann aber den Schmerz um die Mutter noch immer nicht vergessen; nehmt euch ihrer Schüchternheit an und laßt sie eurer Huld empfohlen sein.

(Anna tritt ein und küßt der Stiefmutter demüthig die Hand; sie trägt ein graues einfaches Kleid mit Trauerflorschleifen.)

Frau Susanna. Du bist also nun mein Kind, ich hoffe, du wirst mich als deine Mutter ehren und deine Schwestern lieben.

Anna. Gnädige Frau! im kühlen Grabe liegt meine Mutter; ich will euch treu und gehorsam dienen, weil ihr meines Vaters Gemahlin seid und die beiden Fräulein — —

Brigitte. O, bemühe dich nicht um uns!

Mechtilde. Wir danken für deine Liebe — doch der Herr Vater sagte: du hättest viel Geschick, so wirst du wohl uns schmücken helfen zu dem Fest, welches heut Abend auf dem Rathhaus bereitet wird?

Anna. Wie gern will ich euch dienen!

Brigitte. So, das ist brav von dir, es ist noch Allerlei zu nähen und zu plätten, komm nur gleich, damit wir zeitig fertig sind. Kannst du auch Kränze winden?

Anna. Das ist meine schönste Freude! ich gehe schnell in den Garten, um Blumen zu pflücken; wollt ihr Rosen oder Myrthen? —

Mechtilde. Beide, auch Ranunkeln und Tulipanen von den prächtigsten Farben; bring nur einen großen Korb voll zum Auswählen, hörst du? die schönsten Blumen, welche du finden kannst.

(Anna verneigt sich und geht langsam hinaus.)

Brigitte (zu der Schwester). Hast du wohl die schöne Frage bemerkt? — vor dem Gesicht werden wir alle zu Schanden!

Mechtilde (mit leichtfertigem Hochmuth). Nun — ich meine, wir könnten uns sehen lassen neben diesem Gänseblümchen!

Frau Susanna. Das mein' ich auch, ihr Engelskinder! Mein Herr und Gemahl, wenn wir heute Abend zu dem Prinzenball fahren, kann Anna wohl das Haus hüten und unsern Töchtern das Zimmer warm halten, wenn es euch so gefällt? —

Rathsherr. Ganz nach eurem Wunsch, meine Gebieterin. Ihr wißt doch, daß der Prinz in unsere Stadt gekommen ist, um unter den schönsten Damen sich eine Gemahlin zu wählen? — Schmückt euch denn auf das Beste, ich werde Sorge tragen, daß ihr im vollen Glanz eurer Schönheit auftreten könnt.

(Brigitte und Mechtilde küssen des Rathsherrn Hände und lieblosen den alten biedern Herrn.)

Brigitte. O, du guter, lieber Goldpapa!

Mechtilde. Wir wollen dir alle Ehre

machen und den Prinzen dir als Sidam gewinnen.

Kathsherr. Du lieber Himmel! die Wahl würde mir schwer! — Brigitte die Braune, Mechtilde die Blonde? — ihr seid Beide schön wie eure Mutter!

(Die drei Frauen umhalsen den goldnen Papa und der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(In der Küche sitzt Anna und lieft Erbsen.) Sie singt:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög' ich wohl hin und her,
Würde nicht müd':
∴ Setz mich auf Mutters Grab, ∴
Säng' ihr ein Lied!

Weil's aber nicht kam sein,
Sing' ich beim Lampenschein
Leise mein Lied,
∴ Schlafe lieb Mütterlein, ∴
Bin, ach! so müd'!

(Am Küchenfenster wird leise gepocht und gerufen):
Aschenbrödelchen! Aschenbrödelchen!

Anna (steht auf und tritt an's Fenster).

Um Gott! wissen die Tauben schon
Wie mich genannt der Hohn? —
Die stolzen Schwestern mein? —

Täubchen. Laß uns herein!

Anna. Ihr sollt willkommen sein!

(Sie öffnet das Fenster, zwei weiße Täubchen flattern herein und setzen sich auf ihre Hand.)

Erstes Täubchen. Was machst du hier, lieb Kind,
Während alle Mädchen sind
Bei Tanz und Spiel?

Anna. Kann nicht zum Feste gehn,
Habe nicht Kleider schön;
Auch muß ich fleißig sein,
Lese die Erbsen rein.

Zweites Täubchen. Hei, du allerschönste hier!
Schnäbelein helfen dir;
Gehe zu Mutters Grab,
Dort fällt Graurödelchen ab;
Fasse, du liebes Lamm!
Leise des Bäumchens Stamm,

Sprich: „Bäumchen, rüttel' dich,
Schüttle du Kleider auf mich!“ —

Erstes Täubchen. Glaub' nur, du treues Herz!
Sieh' her, in leichtem Scherz
Ist deine Müh' gethan,
Gib acht, wir fangen an:

„Pick, pick! die schlechten in's Kröpfchen!
„Pick, pick! die guten in's Töpfchen!
„Pick, pick, pick!“ —

Eines nur bitten wir,
Und das behalte dir:

Ehe die Glock' schlägt Ein
Mußt du daheim sein!
Dann bringst die Kleider du zum Grab
zurück,
Und sprichst mit Niemand von des Festes
Glück. —

Anna. Ihr Täubchen, ach! ich sah von fern
Von unsres Hauses Söller hoch,
Wie beim Bankette, Stern an Stern,
Die Mädchenschaft vorüber flog —
Da hob sich mir die junge Brust
In Sehnsucht nach des Festes Lust. —

Erstes Täubchen. So gehe denn, wir bleiben hier
Und lesen alle Erbsen dir.
Pick, pick, pick!

Anna. Ich gehe schon — du liebe Zeit,
Wär' Mitternacht doch Tage weit! —
(Anna ab.)

Die Täubchen. Pick, pick! die schlechten in's
Kröpfchen,
Die guten in's Töpfchen!

(Man hört einen Wagen fortfahren und aus der Ferne
Tanzmusik. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(In der Küche, Anna sitzt am Heerd und schläft, die
Erbsen stehen schön gelesen neben ihr. Es klingelt
an der Hausthür, Anna springt schnell auf und kommt
bald mit den schön geschmückten Schwestern zurück.)

Brigitte. Nun, du faules Aschenbrödel! wie
siehst du dämelig aus! — bist du fertig?

Anna. Gewiß, doch nach der Arbeit schlief
ich ein.

Mechtilde. Du Schlampe du, kannst du
nicht munter sein?

Anna. Ach zürnet nicht — erzählet mir.
Ihr waret doch des Festes Zier,
Und habt mit eurer Schönheit Macht
Den Prinzen zu eurem Ritter gemacht.

Brigitte. Das fehlt uns noch, du Aschenbrödel!
Dass wir erzählen von dem Trödel!
Wohl waren wir des Festes Kron' —
Doch plötzlich raubt' der Schönheit Lohn
Ein fremdes, wunderprächt'g Weib,
Das in den Saal kam, wie geschneit.
Es war die herrliche Gestalt
Von reinem Silberflor umwallt,
Und in den Locken bligte schier
Der Fürstenkrone Demantzier. —
Die hat in ihrer stolzen Pracht
Zunichte unsern Sieg gemacht;
Doch morgen ist ein neuer Tag,
Der unser Glück entscheiden mag!
Jetzt leucht' uns zum Gemach hinauf,
Dann lieg' in deinem Aschenhauf. —

(Anna lächelt still und geht anmuthig mit der Lampe
leuchtend den brummigen Schwestern voran.)
(Der Vorhang fällt.)

Sechster Aufzug.

Anna sitzt wieder in der Küche am Heerd und liest
Linsen. Sie singt:

Es vergeht keine Stund' in der Nacht
Wo nicht mein Herze wacht
Und sein gedenkt;
:: Wie er mir Blick und Gruß ::
Und lieb' Wort hat geschenkt.

(Wieder pocht's am Fensterchen und ruft):
Aschenbrödelchen, Aschenbrödelchen!
Laß uns ein,
Wir sind die Helfer dein!

(Anna öffnet das Fenster und die Täubchen flattern
wieder herein.)

Erstes Täubchen. Siehst du mein liebes Kind!
Wie wir so treu gesinnt!
War nicht der Abend schön?
Willst nicht zum Feste gehn? —

Anna. Wie gern ihr Täubchen, doch das Linsen-
lesen
Ist gar ein böses, langsam fördernd
Wesen —

Und diese Arbeit, diese Müh'
Getrau ich lieben Täubchen nie.

Zweites Täubchen. Du liebes Ding!
Sind wir nicht flink?
Sieh' nur, pick, pick!
Die guten in's Töpfchen,
Die schlechten in's Kröpfchen!
Pick, pick, pick! —
Doch wie du gestern gethan,
Denke mit Ernst daran:
Ehe die Glock' schlägt Ein
Mußt du daheim sein.

Anna. O forget nicht!
Gehorchen ist Pflicht.

(Sie geht.)

(Wiederum Wagengerassel und ferne Musik. Der Vor-
hang fällt.)

Siebenter Aufzug.

(Anna sitzt wieder am Heerd, die Linsen sind ausgelesen,
doch ist sie wach und geht zuweilen unruhig hin
und her, da klingelt es sehr heftig und als Anna
geöffnet, treten die Schwestern unruhig herein.)

Brigitte. Das ist ein Leben wie im Zauberring!
Hast wieder du geschlafen, faules Ding? —
Was stehst du da und gaffst uns an,
Hast du auch deine Arbeit wohl gethan? —

Anna. Nein sind die Linsen, ich hab' mich ge-
spütet

Und ausgeführt, was ihr mir zugemuthet;
Doch nun erzählt vom Prinzenballe mir,
Wie ihr des Festes allerschönste Zier? —

Mechtilde. Wie kannst du fragen? — Doch ein
neid'scher Teufel
Hat abermals, noch immer bleibt ein
Zweifel,

Ob jenes Weibes Zaubermacht,
Uns um des Festes Siegespreis gebracht.
Heut' war der Prinz von ihrer Schön-
heit trunken,

Sein Auge sprühte lichterlohe Funken,
Und als die Zauberin verschwunden war,
Schien das Bankett ihm aller Reize baar;
Nun soll es morgen endlich sich entscheiden,
Wer eine Prinzenbraut wird von uns
Weiden.

Anna. Ach, möchte doch der Prinz die Rechte finden!

Wie gern wollt' ich für sie die Myrthe winden.

Brigitte. Ich glaube gar, du Aschenmolph!

Du grauberockter Küchenstrolch!

Du zweifelst noch? Ist denn im ganzen Reich

Wohl eine Schönheit unsern Reizen gleich? —

Wart' nur! du wirst am hellen Tage sehn,
Wie Nebel vor dem Sonnenglanz vergehn!
Jetzt leucht' voran — und morgen sei bereit,

Zu ordnen Kranz und hochzeitliches Kleid.

Anna (nimmt demüthig die Lampe und leuchtet den beiden Schwestern hinaus, dann kehrt sie zurück und spricht mit sanft gerungenen Händen).

Du lieber Gott im Himmel droben,
Wie hab' ich mir ein Zaubernez gewoben!
Vor deinem Vateraug' flag' ich mich an,
Ich habe bitter Unrecht heut' gethan!
Von eittem Uebermuth war ich bethört,
Der ernste Glockenschlag ging ungehört
An meinem lustberauschten Ohr vorbei,
Riß meines Wortes strengen Bann entzwei. —

Die Täubchen fand ich an dem Heerd nicht mehr,

Und meinen Flitterstaat streut' ich umher,
Zu Mutter's Grab vermocht' ich nicht zu gehn,

Im Geist sah ich die Sel'ge zürnend stehn, —

Auch fehlt der gold'nen Schuhe einer mir, —

Im schnellen Lauf ließ ich ihn vor der Thür,
Als mir der späten Stunde Glockenklang
Wie Schreckensruf durch alle Glieder drang. —

Ach, lieber Gott! hab' Unrecht ich gethan,
Sieh' es mit gnädigem Erbarmen an,
Gieb meinen Schwestern und dem Prinzen Glück,

Ich trete gern an meinen Heerd zurück.

(Anna packt die goldnen Festkleider zusammen u. versteckt sie in eine dunkle Ecke hinter dem Heerd. Der Vorhang fällt.)

Achter Aufzug.

(Des Rathsherrn Staatszimmer. Die Familie ohne Anna ist versammelt; der Kammerherr des Prinzen tritt ein.)

Kammerherr. Von meines Prinzen Hoheit bin ich abgesandt; ich soll die Besitzerin dieses goldenen Schuhs auffuchen, der gestern Abend auf der Treppe vor der Schloßthüre nach dem Bankett zurückgeblieben. Der Schuh ist von so überaus zierlicher Form und sonderlich schöner Arbeit, daß ihn der Prinz wie einen Talisman ansteht, der ihm den rechten Weg zu seiner Braut anzeigen wird. Die gute Stadt ist aller Schönheit voll! — aber des Prinzen Hoheit scheint einen ganz besondern Gefallen an einer Unbekannten zu haben, die wie eine Fee durch die Reihen zog; — schon versuchten die ersten Damen der Stadt, doch der schöne Fuß ist noch nicht gefunden, dem dieser zauberhafte Schuh passend wäre; ich hoffe bei den reizenden Fräulein dieses edlen Hauses glücklicher zu sein! — Dürft' ich unterthänigst mir erlauben — (er überreicht Fräulein Brigitte den Schuh).

Brigitte. Wohl, mein edler Ritter! der linke Schuh des rechten Fußes ist mir wirklich gestern abhanden gekommen, ich will in meinem Gemach versuchen, ob dieses der rechte ist.

(Brigitte tritt zur Seite.)

(Man weiß Jedermann, daß der goldne Schuh Brigitten nicht gehörte; das eitle glanzlüchtige Fräulein schnitt sich aber heldenmüthig die Vorderzehen ab und nun paßte der niedliche Schuh an ihren, aber auch nicht häßlichen Fuß; sie tritt in das Staatszimmer zurück und präsentirt mit lächelnder Geberde den Fuß vom goldnen Schuh bekleidet dem Kammerherrn, welcher sich verbeugend spricht:

Kammerherr. So grüß' ich euch als meines hohen Herrn holde Braut und als meine Gebieterin!

(Man hört eine Trompete schmettern, der Prinz tritt herein, der Kämmerling berührt mit leisem Finger Brigittens Hand und stellt sie dem Prinzen vor.)

Kammerherr. Es paßt dem schönen Fuß der goldne Schuh,

Die edle Braut führ' meinem Herrn ich zu.

Prinz (beugt seine Kniee vor Brigitte.

Dir, meines Herzens holde Fei,

Fortan mein Dienst gewidmet sei!

Schon harret das ungeduld'ge Ross,
Zu tragen dich in's Königsschloß,
Trompeten schmettern froh und laut:
Heil meiner allerschönsten Braut!

(Trompeten und Hörner blasen, alle Glocken läuten.
Der Vorhang fällt.)

Neunter Aufzug.

(Straße. Die Häuser sind bekränzt und mit Fahnen geschmückt. Frohes Getümmel. Auf dem Portal des Schlosses sitzen zwei weiße Täubchen. Eine Staatskarosse fährt eben mit dem Prinzen und der Braut dem Portale zu, da rufen die Täubchen):

Rucke di fuck! Blut ist im Schuck!
Die rechte Braut ist noch daheim!
Rucke di fuck! Rucke di fuck!

(Der Prinz wendet sich zu Brigitten und sieht das Blut aus dem gold'nen Schuh quillen; er springt auf und ruft dem Kutscher zu:)

Prinz. Halt! wendet eure Kasse! kehrt!
Zum Haus zurück! ich bin bethört!

(Der Wagen kehrt um, die Scene verwandelt sich in das vorige Zimmer und die halbohnmächtige Brigitte wird hereingetragen von dem Kammerherrn.)

Der Prinz. Ich bin von einem falschen Weib
betrogen,

Doch glaub' ich nicht, daß mich mein
Herz belogen,

Das flüstert leise mir und laut:

Dies Dach beschützet deine Braut!

Mechtilde. Laßt mich versuchen, ob das
Herz Euch wahr gesagt, erlaubt einen Augen-
blick —

(Mechtilde entreißt der seufzenden Brigitte den goldenen Schuh und tritt bald darauf triumphirend wieder in's Zimmer; sie hatte nicht die Behen, aber wohl die Ferse sich abgeschnitten. Der Prinz reicht ihr stumm die Rechte und führt sie hinaus; die vorige Scene wiederholt sich; die Täubchen singen abermals:)

Täubchen. Rucke di fuck! Blut ist im Schuck!
Die rechte Braut ist noch daheim! —

Der Prinz (zu den Täubchen drohend hinauf):

Ihr Unglückspropheten!

Ich könnte euch tödten —

Doch (zu Mechtilde) warum werdet ihr
so bleich?

Erschrecket nicht, ich schütze euch!

Mechtilde. O Gott, mein Fuß! — kehrt um! —

Der Jammer macht mich stumm!

(Der Prinz sieht betrübt abermals den blutigen Betrug und die Täubchen schreien lustig:

Rucke di fuck!

während der Wagen wieder nach dem Hause zurück-
wendet.

Die Scene verwandelt sich wieder in das Staatszimmer, der Prinz führt die hinkende Mechtilde herein, die ohnmächtig der Mutter in die Arme sinkt. Brigitte blickt schadenfroh auf den Prinzen und die Schwester, der sie auch die Brautkrone nicht gegönnt hätte. Der Rathsherr sitzt rathlos in seinem Arm-
stuhl und beruhigt seine hilflose Seele, indem er den rechten Daumen um den linken dreht.)

Der Prinz. Mir thut es herzlich weh, daß
die schönen Damen meinerwegen sich verlegt
haben; aber mein Herz heißt mich rastlos suchen
nach derjenigen, welche den gold'nen Schuh
verloren. Habt ihr keine dritte Tochter, ehr-
würdiger Herr?

Rathsherr. Ach Gott, ja! halten zu Gnaden,
Hoheit! Ich habe noch eine Tochter, die
Stieffchwester von Fräulein Brigitte und Mech-
tilde, ein Kind aus meiner ersten Ehe, gehorsamst
zu dienen, ein gutes Kind — aber —

Brigitte (plötzlich erholt). Was, aber? — laßt
sie nur kommen, die Stieffchwester, ohne Zweifel
wird sie die Rechte sein!

Mechtilde (ebenfalls wieder auf den Beinen).
Laß das sein, Brigitte, der Aschenbrödel kommt,
du sollst sehen, und wer weiß? — wenn wir
auch sicher wissen, daß sie den Schuh nicht ver-
loren hat; denn die saß damals still in der
Asche beim Erbsen- und Linsenlesen.

Brigitte. Nein, nein! sie soll herein, das
gibt wenigstens einen Spaß zu guter Letzt —
und die Augen muß ich sehen, welche die Frag-
machen wird. Warte nur Mechtilde, gönne mir
die Freude! (sie klingelt heftig, es erscheint sogleich ein
Knecht, den fährt sie an:) Prinzessin Aschenbrödel
soll sogleich herauf kommen! sage ihr, der Prinz
wolle sie heirathen — hörst du nicht, du Affen-
gesicht? geh' hurtig und rufe Fräulein Anna —
schnell — die Sache hat Eile. (Knecht ab.)

Neue Scene.

(Die Thüre öffnet sich und herein tritt Anna, im kurzen grauen Röckchen und bloßen Füßen; aber das liebe Gesicht engelrein gewaschen und die lichtbraunen Locken ruhen schön gekämmt auf den schlanken weißen Schultern; sie macht eine Geberde des Erstaunens und drückt mit rührender Schüchternheit die feinen Hände gefalten auf das klopfende Herz. Alle sehen mit Verwunderung auf das Kind und die Schwestern müssen sich ansehen, daß sie das holdseligste Geschöpf ist — der Prinz aber steht betroffen und neigt sich dann tief vor dem Küchenmädchen.)

Der Prinz. Vergib, du schönes Kind! Deine Schwestern haben mich betrogen — ich suche die Eigenthümerin dieses gold'nen Schuhs, und habe gelobt, sie als meine Gemahlin in mein königliches Schloß zu führen. Ich darf zwar nicht hoffen, daß du die Dame bist, die gestern und vorgestern in allem Glanze der äußern Hoheit mein Herz bezauberte — doch wunderbar genug siehst du aus — du Engel im grauen Küchenkleide! erlaube mir in Aller Gegenwart dein rosiges Füßchen.

(Der Prinz kniet zierlich vor Anna nieder und faßt leise ihren rechten Fuß, welchen sie mit lebenswürdiger Verlegenheit ein wenig ihm entgegen streckt und siehe da! der gold'ne Schuh sitzt wie angeossen.)

Der Prinz (aufspringend und Anna's Hand küssend). O, du wunderbares schönes Engelskind! sage mir, wie das zugeht? — bist du denn? — gestern Abend warst du doch? — Aber — wozu die unnützen Fragen? — ich habe gelobt, daß die Dame, welcher der gefundene goldne Schuh passen würde, meine Königin sein solle, und deinem Fuße steht er so schön, als gehörte der rechte zu dem linken Schuh, und ich selbst weiß, daß die Verbindung mit ehelichen Dingen zugegangen ist. Wer weiß, wo wir den linken Schuh finden? jedenfalls soll mein Hoffschuster den schönsten Partner dir zu dem rechten machen! (Zu dem Rathsherrn.) Erlaubt ihr mir die Hand eurer Tochter? —

Rathsherr. Du meine Güte! ja — von Herzen gern! — viel Ehre! — wer hätte das gedacht? — mir steht der Verstand still! —

Prinz. Und du Allschönste! hold und engelrein, Willst du mir lieb und gut, treueigen sein?

Dein Haupt umglänzt der Demuth
Heil'genschein,
Du wunderbares Kind, o sage — bist
du mein?

Anna (leise, aber innig).

Mein hoher Herr! gern bin ich Euch zu
eigen —

Ob ich die rechte Braut, es wird sich
zeigen.

Prinz (zu den Hofleuten, welche nach und nach herein getreten). Ihr Herren vom Hofe! Die Schönheit und Demuth dieser Dame wird euch den Purpur ersetzen, und ihr werdet sie jetzt in ihrem grauen Röckchen nicht weniger als eure Königin ansehen, als

Wenn einmal die herrliche Gestalt
Mit Kron' und Scepter euch entgegen
wallt,

Begrüßet sie mit ritterlichem Sinn:

Schön Aschenbrödel, eure Königin!

Alle Ritter. Schön Aschenbrödel uns're Königin!

(Sie neigen ihre Schwerter vor Anna, welche nicht mehr ängstlich befangen, sondern gehoben von dem Bewußtsein ihrer Liebe und der Achtung des Geliebten mit huldreicher Geberde den Gruß erwidert.)

Ein Läufer (tritt ein).

Es harret das Volk — der Wagen steht
bereit! —

Der Prinz. Geliebte, komm! auf Flügeln eilt
die Zeit.

Anna. Verzeiht, mein hoher Herr! Ihr nehmt
mich arm und bloß

In eures Herzens Schrein, in eurer
Liebe Schooß;

Doch festliches Gewand geziemet eurer
Braut,

Daß gern des Volkes Blick auf seine
Königin schaut;

Ich geh' und kleide mich in fürstliches
Gewand,

Und schreite dann hinaus an eurer
tapfern Hand.

(Anna geht.)

(Die Schwestern, welche bis jetzt durch stummes Spiel ihre Verwunderung, ihren Spott und Zorn kundgegeben, sprechen höhnißlich zu der Mutter.)

Brigitte. Das wird ein königlicher Auf-
zug werden!

Mechtilde. Gott weiß, wo sie das Hochzeitfährnchen findet!

(Doch kaum sind diese spöttischen Worte gewechselt und kaum hat der Prinz einige Befehle seinem Gefolge ausgeheilt, als die Thüre sich öffnet und herein tritt das arme Aschenbrödel, anzusehen wie die hohe Himmelkönigin selber und Alle erkannten die fremde vornehme Dame, welche an zwei Abenden des Ballettes Zierde gewesen und zuletzt so eilig verschwunden war, daß sie einen ihrer goldenen Schuhe auf der Treppe verloren hatte. Jetzt erglänzten beide Schuhe an Aschenbrödels Füßen, und es war kein Phantom, keine Fee gewesen, welche mit dem Prinzen getanzt und sein Herz in Liebe entzündet hatte. Aschenbrödels Angesicht strahlt wie eine Moosrose unter dem blühenden Myrthenkranze, von ihrem Scheitel fällt ein Spigenfchleier wie Morgenduft bis zur Erde, und das lange, sterndurchstickte Seidengewand schleppt über den Estrich. Zwei Pagen eilen schnell hinzu und fassen ihre Schleppe, die Ritter aber jauchzen:

Heil uns'rer Königin!

Der glückliche Prinz ergreift die Hand seiner holdseligen Braut und führt sie triumphirend hinaus. Die Familie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, draußen hört man Pferde wiehern, Wagen rasseln, Kanonendonner, Glockengeläute und jubelnden Zuruf:

Heil uns'rer Königin!

(Der Vorhang fällt.)

Behuter Aufzug.

(Eine Straße der Stadt, die Menge wogt auf und nieder, Herolde mit Fahnen und Trompeten eilen voran zu Fuß und zu Pferd, in einer Staatskarosse sitzt der Prinz und Aschenbrödel, und fahren grüßend durch das jubelnde Volk; oben über dem Schloßportale sitzen wiederum die schneeweißen Täubchen — der Bräutigam wird unruhig, er richtet das fragende Auge auf seine holdselige Braut, die lächelt ihm aber so treuherzig entgegen — sind doch die Täubchen ihre Freunde! — Der Wagen rasselt unter das Thor — die Täubchen singen laut und deutlich:)

Täubchen. Ruhe di fuß!

Kein Blut im Schuß!

Die rechte Braut führst du nach heim!

Ruhe di fuß!

(Das glückliche Brautpaar umarmt sich vor allem Volk, der ganze Zug verschwindet in den Schloßhof, dann tritt der Prinz mit seiner schönen Braut auf den

Balkon; die Kanonen donnern, Musik fällt ein und alles Volk jubelt:)

Hoch lebe das Brautpaar!

Schön Aschenbrödel hoch! —

(Der Vorhang fällt.)

Schlußact.

(Es ist Abend und der Mond steigt voll und glühend im Osten auf, an des Prinzen Hand tritt Aschenbrödel wieder auf den Kirchhof, im einfachen grauen Kleide, den sterngestickten Purpurmantel trägt sie auf dem Arm und legt ihn nieder auf den Grabhügel der Mutter.)

Aschenbrödel. Nimm wieder hin, mit leiser Geisterhand,

Das mir gelieh'ne fürstliche Gewand.

Wohl hat ein Augenblick voll Unbedacht
Dein armes Kind wortbrüchig nur gemacht,

Demüthig bring' die wunderfame Zier
Ich zu dem Zauberbäumchen dankend hier.
Nun werd' ich stets im schlichten Kleide
gehn,

Nach meines Herren Blick gehorsam sehn,
Und treue Liebe wird der Mantel sein;
Geseit sind wir in ihrem Zauberschein,
Und ihrer Krone wunderbares Licht
Verlöscht im hellen Tagesglanze nicht.
O, ruhe sanft, verklärte Mutter, du,
Dein Segen führte mich dem Liebsten zu,
Erhalt' im Königschloß dein Kind
Demüthig, treu und frommgesinnt! —

(Der Prinz, neben Anna knieend, springt auf mit ihr und drückt sie an sein Herz.)

Der Prinz. Gott segne dich, du herzgeliebte Braut!

Sieh, wie der Mond auf uns hernieder
schaut!

Auf Silberwölkchen schwebt im Sternens-
reigen

Die mütterliche Nacht mit hehrem Schwei-
gen,

Spricht leise mit beredtem Geistermund
Den Segen über unsern Liebesbund. —

(Beide sinken noch einmal still betend nieder, dann ertönt die Orgel mit frommen Klängen und die Gemeinde singt abermals:)

O sanctissima!
o piissima
Dulcis Virgo Maria!
mater amata,
intemerata
ora, ora pronobis!

(Der Vorhang fällt.)

(Die Zuschauer erheben sich ganz glücklich über diesen stillen Triumph der Liebe und Demuth und rufen mit Ungeflüm:

Ashenbrödel heraus!

und der geduldige Vorhang hebt sich noch einmal, der Prinz im ritterlichen Kleide tritt vor und führt Ashenbrödel im grauen Röckchen den jubelnden Zuschauern entgegen.)

Der Prinz. Habt Dank für diesen Jubellaut!
Die Demuth ward zur königlichen Braut.
Den gold'nen Schuh, den flüchtig sie
verloren,

Hab' ich zum Wappenschild mir aus-
erforen:

Er soll fortan der Frauen Zepher sein,
Ein Symbolum von ihren Zauberei'n!
Ich grüß' euch nun mit diesem letzten
Reim,

Heil mir! die rechte Braut führ' ich
nach heim!

(Der Prinz und Ashenbrödel verneigen sich vor dem Publikum und treten zurück. Der Vorhang fällt zum letztenmal.)

Die Zuschauer jubeln auf's Neue,
Die Täubchen singen,
Trompeten klingen,
Doch der Vorhang bleibt nieder,
Zu Ende sind die Lieder,
Nun gehen Alle nach Haus
Und das Märchen von Ashenbrödel ist aus.

Elisabeth Grube, geb. Diez.

Evangelium Matthäi 19, 13.

Als unser Herr, arm und allein
Dereinsten ging auf irdischen Wegen
Da brachten sie ihre Kindelein
Um zu empfangen seinen Segen. —

Wie er sie in die Arme nahm,
Wenn ich die heilige Schrift gelesen,
Mir immer der Gedanke kam:
„Wär' ich ein solches Kind gewesen!“

Da möcht' ich dann dem Phönix gleich
Mein Leben wiederum verjüngen
Und in der Kindheit Himmelsreich
Dir des Gebetes Opfer bringen.

Dem Kindheit ist ein Maientag
Voll wundersüßen, weißen Blüten,
Voll Weihrauchdust, ein Rosenhag,
Den Lieb' und Glaube wechselnd hüten;

Ist ein krystallner, kühler Quell
In dem die Fischlein spielend baden;
Ein Glockenton, so rein und hell;
Ein unbegrenztes Meer der Gnaden;

Ein Sonnenhimmel, spiegelklar
Mit seinen goldnen Sternenschaafen:
Und eine Lilie wunderbar
In der des Duftes Engel schlafen.

A. v. Biberegg.

Wunsch.

Wie klingt ein zauberischer Ton
Oft noch von jenen seligen Tagen,
Als ich in heil'ger Procession
Das Rauchfaß einst herumgetragen.

Dort hat's aus tiefstem Herzensgrund
Wie Weihrauch wirbelnd aufgeschlagen,
Was dort ich dachte, kann mein Mund
Auf diesen Welten nimmer sagen! —

In jener Kindheit Himmelblau
Möcht' ich mich träumerisch verlieren,
Und baden mich im Maienthau,
Im Blüthenhaine jubiliren.

Ich möcht' gleich einem Vögelein
Mich in die klaren Lüfte schwingen
Und auch im goldenen Sonnenschein
Viel feine Lieder singen;

Ich möcht' auf spiegelglatttem Plan
Mich in den Rhythmen wiegen
Und mich mit Schmeichelwort sodann
Um eure Sinne schmiegen,

Daß, wie ein Kind die Neuglein zu
Schließt bei der Mutter Segen,
Sich stille Lust und Gottes Ruh'
In eure Herzen legen!

N. v. Biberegg.

Der Affe zu Dhaun.

Der Wildgraf Konrad von Dhaun war mit Kaiser Friedrich Barbarossa in das heilige Land gegen die Sarazenen gezogen. Dort hatte er von einem Pilger, dem er das Leben rettete, aus Dankbarkeit einen schönen, großen Affen zum Geschenk erhalten, und als der Krieg beendet war, brachte er in einem eisernen Käfig den Affen mit in seine Heimath auf das Schloß Dhaun am Simmerbach im Nahethal. Hier erregte das seltsame kluge Thier allgemeines Staunen, denn bis dahin hatte noch Niemand in jener Gegend einen Affen gesehen. Anfangs zwar fürchteten sich die Leute vor ihm und wagten sich kaum in seine Nähe, obgleich er in dem Käfig eingeschlossen war, später aber, als man sah, daß er gutmüthig war und Niemanden etwas zu Leide that, faßten sie Vertrauen zu ihm und der Wildgraf gab zu, daß er, aus dem Käfig entlassen, in dem Schloß und dessen Umgebung zur Kurzweil Aller frei nach Herzenslust herumlaufen durfte.

Nun hatte der Wildgraf Konrad einen einzigen Sohn, welcher Emich hieß und erst in einem Alter war, daß er noch nicht laufen und nicht sprechen konnte. Der Affe aber hatte eine große Zuneigung zu dem kleinen Emich, er machte sich viel mit ihm zu schaffen und spielte mit ihm und hätte ihn oft gerne innig geliebt, wenn die Wärterin des Knaben es ihm erlaubt hätte.

Eines Tages wollte die Wärterin mit dem Kinde einen Spaziergang machen. Es war

im Herbst und sehr schönes warmes Wetter. Sie verließ das Schloß und wanderte hinab ins kühle Thal des Simmerbaches. Hier setzte sie sich in den Schatten eines Baumes auf der Wiese, ließ den Knaben neben sich im Grase spielen und schlief ein. Der Affe aber, welcher bemerkt hatte, wie sie aus dem Schloßhof trat, war ihr heimlich von Ferne nachgeschlichen und als er sah, daß sie schlief, näherte er sich leise dem kleinen Emich, hob ihn auf und rannte mit ihm davon über die Wiese, über den Bach und über Stock und Stein, bis er im finsternen Walde mit ihm verschwunden war.

Wer kann sich nun lebhaft genug den Schrecken der Wärterin vorstellen, als sie wieder erwachte und den Knaben nicht mehr an ihrer Seite fand! Sie sprang auf von ihrem Sitze, lief am Rand des Baches auf und nieder, durchsuchte ringsherum die ganze Gegend, alle Büsche und alle Schluchten. Emich, Emich, mein Kind, wo bist du? rief sie verzweiflungsvoll und rang die Hände. Aber nur das Echo der Felsen wiederholte spöttisch ihren Ruf; von dem Knaben Emich war nichts zu sehen und nichts zu hören.

Sie konnte sich gar nicht erklären, wohin er während der kurzen Zeit, welche sie schlief, mochte gekommen sein; an den Affen dachte ihr Herz nicht und da kein Mensch nahe oder ferne und die Gegend so still und einsam war, so tauchte der schauerliche Gedanke in ihr auf, eine listige Wassernixe oder ein böser Berggeist

müße das liebe Kind geraubt haben und so wäre es für immer verloren. Da vergoß sie bittere Thränen, wankte zitternden Schrittes den Berg hinauf nach dem Schloß und meldete dort der Herrschaft, was geschehen war.

Der Wildgraf und die Wildgräfin, seine Gemahlin, wurden bleich vor Schrecken über diese Nachricht. Auf und hinaus, riefen sie hinunter in den Schloßhof, auf und hinaus, Jung und Alt, Männer und Frauen, zu Fuß und zu Ros!

Da liefen sie zusammen aus allen Winkeln des Schloßes und stürmten den Berg hinunter ins Thal des Simmerbaches, die Reißigen und Knappen, die Knechte und Buben, das ganze Jungesinde des Schloßes vom Tafeldecker bis zum Küchenjungen; auch die Bauern des Dörfchens machten sich alle auf die Beine und liefen; aber unter den Vordersten war der Wildgraf selbst. Ihn beängstete ein schrecklicher Gedanke. Er stand in Fehde mit mehreren seiner Nachbarn, die sein Gebiet umlauereten und jede Gelegenheit ihm zu schaden ergriffen. Nicht eine böse Wassernixe, dachte er, nicht ein listiger Berggeist hat mein Kind geraubt, nein, einer meiner Feinde hat sich tückisch seiner bemächtigt, um die Bosheit, die er gegen mich im Herzen trägt, an dem unschuldigen Knaben auszulassen. Vorwärts! rief er mit einer Donnerstimme; vorwärts, sucht ab und auf, durch Dick und durch Dünn, und wer mir den Knaben findet und wer mir den Räuber einfängt, ihn todt oder lebendig bringt, den will ich königlich belohnen!

Nun ging es an ein Suchen nach allen Seiten in dem wilden, waldigen Revier; jede Schlucht wurde durchtrochen, jeder Hügel erklimmen, jedes Dickicht durchbrochen; der Wald rauschte und das scheue Wild verließ seine Schlupfwinkel. Aber die Nacht brach herein und noch war keine Spur von dem Knaben entdeckt. Doch auch die Nacht setzte dem Eifer der Suchenden keine Schranken, unaufhaltsam und immer weiter und weiter drangen sie vor, bis die Strahlen der Morgensonne die Gipfel der Berge vergoldeten.

Erschöpft an einen Felsen gelehnt, sah der

Wildgraf mit trübem, hoffnungsleerem Blicke dem kommenden Tageslicht entgegen.

Da stürzte einer der Bauern, Scheibel, genannt der Kletterer, weil ihm kein Baum zu hoch und kein Fels zu steil war, athemlos auf den Wildgrafen zu. Gefunden, das Herrlein ist gefunden! rief er von Weitem ihm entgegen.

Erzähle! sagte der Wildgraf.

Als die Sonne aufging, erzählte Scheibel der Kletterer, kletterte ich auf die Geierslai, von wo man die ganze Gegend überschauen kann. Da sah ich jenseits des Simmerbaches auf dem Felsenkopfe über dem Wassergefälle den Affen des gnädigen Herrn in tollen Sätzen herumspringen. Das fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf. Bald war ich am Bach auf dem diesseitigen Felskamm und siehe, da drüben saß das junge Herrlein auf dem Moose, wohlgenuth, wie es schien, und gewartet und gepflegt von dem Affen. Kommt, kommt, gnädiger Herr, und überzeugt Euch selbst von der Wahrheit dessen, was ich sage!

Der Wildgraf eilte mit Scheibel nach der bezeichneten Stelle. Es war da, wo der Simmerbach zwischen zwei hohen Felswänden hindurchrauschte; die Diesseitige war leicht zu ersteigen, die jenseitige aber konnte kein Mensch ohne Leiter erklimmen.

Als der Wildgraf nun mit seinem ganzen Gefolge auf der diesseitigen Felswand ankam und auch die Wildgräfin, seine Gemahlin, die schnell benachrichtigt worden war, ihm schon zur Seite stand, da sahen sie jenseits auf dem grünen Gipfel des Felsen den kleinen Emich auf zartem Moose unter einem Eichbaum sitzen; Aepfel, Birnen und Nüsse lagen um ihn herum, der Affe aber stand vor ihm und war grade im Begriff, ihm einen Apfel zu überreichen.

Das war eine Ueberraschung und Freude! Doch der Sorge, sich des Kindes zu bemächtigen, wichen bald alle andere Gedanken. Schleunigst wurden Leitern und Stricke vom Schloße geholt; der ganze Fels wurde umstellt; Scheibel der Kletterer leitete das ganze schwierige Unternehmen und bald sah man, wie er selbst der erste auf der Spitze des Felsen den Knaben frohlockend in seinen Armen hoch empor hielt.

Zugleich aber hatte er auch schnell einen Strick um den Hals des Affen geworfen, der bange die Flucht zu ergreifen versuchte, und nach kurzer Frist lag der kleine Emich wohlbehalten in den Armen seiner glücklichen Eltern, die nicht aufhören konnten ihn zu drücken und zu herzen.

Darauf aber wandte sich der Wildgraf an Scheibel, der vor ihm stand mit dem Affen, und sprach: Du hast mein Kind gefunden und seinen Räuber gefangen, nun fordere deinen Lohn! Da ließ sich Scheibel vor ihm nieder auf ein Knie und sagte: Herr ich habe nur meine Pflicht gethan und versehe mich keines Lohnes; wollt Ihr mir aber eine Gunst erweisen, so bitte ich zum Ersten für den Räuber um Gnade, denn er hat es gethan aus Affenliebe zu dem Kinde und zum Zweiten für mich um das Wassergefälle da unten zum Bau einer Mühle!

Der Wildgraf gewährte beide Bitten. Scheibel baute später die Mühle, und er und seine Nachkommen wurden reiche Müller.

Nun aber ging es in einem Triumphzug

zurück aufs Schloß. Voran schritt der Wildgraf und die Wildgräfin, seine Gemahlin, sich abwechselnd den Knaben Emich einander überreichend, dicht hinter ihnen ging Scheibel der Kletterer und führte an einem Strick den Affen, der demüthig und gesenkten Hauptes dahin schritt, dann folgten Paar um Paar die Kleisigen und Knappen, die Knechte und Buben, das ganze Ingesinde des Schloßes und die Bauern. Ein großes Festmahl ließ der Wildgraf veranstalten und Alle, die da suchen halfen, wurden dazu eingeladen. Fiedeln und Clarinetten, Cymbeln und Pauken erklangen. Vornehm und Gering schmausten zusammen in gemeinschaftlichem Jubel. Nur die Wärterin mußte zur Strafe für ihre Nachlässigkeit in einem abgelegenen Kämmerlein allein mit dem Affen speisen.

Darauf aber ließ der Wildgraf zur Erinnerung die Begebenheit in Stein aushauen über der Thür des Speisesaals. Dort sieht man noch heute den Affen vor dem Knaben sitzen und ihm einen Apfel überreichen.

G. Pfarrius.

Der letzte Fang.

Ein Sonntagmorgen lachte hold
Auf Fluren und auf Haine,
Da macht mit erstem Sonnengold
Sich Dittloy auf die Beine;
Mit Leimruth und mit Lockern wallt
Er über Berg und Hügel,
Er ist auf seinem Plaze bald,
Es scheint, ihn tragen Flügel.

So hat mit früher Morgenstund
Das Locken angefangen,
Und manches Böglein neckisch bunt
Ist auf den Leim gegangen.
„Bald ist es zu der Messe Zeit!“
Ruft Dittloy, fromm bedächtig;
Da, drüben auf dem Baum, nicht weit,
Zeigt sich ein Gimpel prächtig.

Ein Gimpel roth, wie Purpursammt,
Und singt, daß Alles wettet,
Ha! und das Augenpaar, das flammt,
Indeß sein Schnabel schmettert;
„Mein muß er sein!“ ruft Dittloy aus,
Nicht lang soll er dort hocken.“ —
Indeß zur Mess' ins Gotteshaus
Da mahnen ihn die Gocken.

Doch Dittloy lockt, und Dittloy pfeift,
Die Locker thun desgleichen,
Noch immer nicht den Gimpel greift,
Die Stunden doch entweichen.
Schwipps! plötzlich sitzt er auf dem Leim,
Der Dittloy ist ganz selig,
Er bringt ja seinen Gimpel heim
Und packt zusamm allmählig.

Die Messe doch im Gotteshaus
Ist lange schon vorüber,
Die Väter gingen all nach Haus
Herüber und hinüber.
Der Dittloy hat die Mess verpaßt;
Doch was war anzufangen,
Ist doch der Gimpel von dem Ast
Ihm auf den Leim gegangen.

Den Gimpel nun im Vogelhaus
Trägt Dittloy auf dem Rücken.
Und greift behenden Schrittes aus,
Leicht geht sichs im Entzücken —
Mit einem Mal doch drückt es ihn
Mit Zentnerlast darnieder —
Er zwingt es und will weiter ziehn —
Stehn bleiben muß er wieder. —

Hilf Gott im Himmel, was geschieht!
Des Bauers Drähte weichen,
Und innen in dem Käfig glüht
Ein Unhold ohne Gleichen.
Es wächst und wächst der Teufelspud
Und Dittloy schreckt zusammen,
Ach und um seinen Körper schlug,
Ein Armepaar von Flammen.

Es glogt ihn an ein Blick voll Bluth
Als wollt' er ihn verschlingen —
Dem Dittloy sinkt schon aller Muth,
Wie dem Gespenst entspringen?
Doch endlich, wie auch tief erschreckt
Hat Dittloy sich gefunden,
Indem ein Kreuz er betend schlägt — —
Worauf der Spuk entschwinden.

Der Gimpel, der am Baume saß
Und auf den Leim gegangen,
War nur verummmt, der Satanas,
Der Dittloy selbst gefangen,
Ihn abgeloct vom Gottesdienst,
Um seine Seel zu fassen,
Sich für so reichlichen Gewinnst
Zum Schein hat fangen lassen.

Das hat der Dittloy ernst und bang
Zu Herzen sich genommen,
Nicht länger wollt der Vogelfang
Dem armen Manne frommen;
Und wenn die Glocke Sonntags rief,
Er noch im Halbschlaf träumte,
Hei, wie er da zur Kirche lief
Und nie die Mess veräumte!

W. Constant.

Engel pflügen.

Die Auen sind grün und die Lüfte sind blau,
Es blüht an den Blumen der silberne Thau,
Es schmettern die Lerchen ihr fröhliches Lied,
Und rauschend das Bächlein zum Strome entflieht

Da pflüget der Bauer ohn' Rasten und Ruh!
Fern' winket so grüßend die Schenke ihm zu:
Er achtet nicht ihrer, er schaltet und schafft,
Denn klar ist der Morgen und frisch noch die Kraft.

Am Walde, da raget die Eiche so stolz
Und Schatten verleihet das duftige Holz.
Zur Ruhe ihn ladet der Rasen so grün:
Mögt locken und winken, nicht eilet er hin.

Da tönet vom Dörflein der Glocken Geläut:
Zur Kirche, ihr Gläub'gen, seid Alle bereit!
Der Pflüger hält inne, wohl kennt er den Klang,
Es trägt ihn zur Kirche der eilige Gang.

O Wunder! zwei Engel in leuchtendem Kleid,
Die waren statt seiner zum Pflügen bereit.
Da sandten die Blumen den herrlichsten Duft,
Und Vögelgeschmetter füllt wonnig die Luft.

M. Hocker.

Dornröschen.

Dornröschen, die Königstochter
Liegt schlafend im hohen Schloß,
Und mit ihr schlafen der König,
Die Hofleut und der Troß.

Es schläft an der Wand die Fliege;
Das Feuer schläft auf dem Heerd,
Die Tauben selbst auf dem Dache,
Und im Hofe Hund und Pferd.

Von hohen starrenden Dornen
Ein undurchdringlicher Wall
Verbirgt des Schlosses Thürme
Den suchenden Rittern all.

Doch ist die Stunde gekommen;
Und kommt dann der rechte Mann,
Der erlöset Schloß und Leute
Vom bösen Zauberbann.

Statt starrenden Dornen erblickt er
Manch duftiges Blumenbeet;
Er schreitet durch Hof und Hallen
Bis er vor der Jungfrau steht.

Er beugt sich zu ihr nieder
Und küßt ihren Rosenmund;
Sie erwacht, und König und Leute
Und im Hofe Pferd und Hund.

Und lautes Leben durchklinget
Das hochzeitliche Schloß;
Dornröschen tanzt mit dem Ritter,
Es tanzen König und Troß.

Th. Hegener.

Es senkt mit erfrischender Kühle.

Es senkt mit erfrischender Kühle,
Aufs Thal sich die schweigende Nacht,
Und lärmender klappert die Mühle
Am rauschenden Wehre mit Macht.
Es strahlt Dir auf moosigem Pfühle
Der Sonne unendliche Pracht.

Du Fürstin im dunklen Gewande,
Das reich an der funkelndsten Pracht,
Wie senkst Du's so mild auf die Lande,
Daß Keiner der Schläfer erwacht,
Du schlägst sie in labende Bande,
Du milde, bezaubernde Nacht.

Wenn Gram mit erstickender Schwüle
Das Herz Dir umklammert mit Macht,
So harre auf einsamem Pfühle
Der Freundin, die Deiner gedacht,
Daß sie die Schläfen Dir kühle,
Und Balsam Dir bringe, die Nacht.

Wie lispelt's und rauscht's in den Zweigen,
Wie nahn sich die Träume so sacht,
Und was Du verborgen, treueigen
Im sehnenden Herzen gedacht,
Das ist, Du kannst's nicht verschweigen
In blühenden Farben erwacht.

Wie ruht's nach der drückenden Schwüle
Sich lieblich beim Zauber der Nacht,
Sie hat die erfrischende Kühle,
Und Bilder des Traumes gebracht;
Sie streut auf der Trauernden Pfühle
Den Mohn, die erquickende Nacht.

Heinrich Heise.

Das kranke Kind.

Ist es Frühling wieder doch
Auf der schönen Erde?
O, daß ich doch einmal noch
Wieder besser werde!

Blumen in dem stillen Thal
Winken mir so fröhlich;
Könnt ich drinnen noch einmal
Wandeln leicht und selig! —

Nun ein milder Schummer floß
Um die Augenlider,
Und ein sanfter Traum ergoß
Auf die Stirn sich nieder.

Und die Mutter deckt ihn zu,
Tiefbewegt von Kummer. —
„Mutter, warum wecktest Du
Mich aus meinem Schummer?“

„O, mir träumte, wie gesund
Wandelt ich alleine,
Auf dem grünen Wiesengrund,
In dem Sonnenscheine.“

„Kam mein Schwesterchen zu mir
Schön, im weißen Kleide;
Und zusammen spielten wir
Voller Frühlingsfreude.“

„Und sie schmückte lächelnd mich
Mit viel Blumenkränzen,
O, wie sah so himmlisch ich
Sie erglühn und glänzen!“

Nein, so schön ihr Angesicht
Nie gesehn ich habe. —

„„O, das Schwesterchen das liegt
Lang ja schon im Grabe!““ —

Wieder um den bleichen Mund
Spielt des Schummers Frieden,
Und noch in derselben Stund'
Ist er still verschieden.

Friedrich.

O, selige Zeit.

O, selige Erwachenszeit,
In der die Knospen springen,
In der von Blüthen überschneit,
Die Flur sich schmückt mit grünem Kleid,
Und tausend Lerchen singen.

Die Erde dampft, es dampft der See,
Dem Thal entsteigt der Brodem,
Vergessen ist das herbe Weh; —
Des Winters Eis, des Winters Schnee
Schmolz vor des Frühling's Odem.

Die Quelle rieselt in das Thal,
Und küßt die zarten Pflanzen,
Und in der Lüfte blauem Saal,
Beglänzt vom goldnen Sonnenstrahl,
Die leichten Mücken tanzen.

Es bohrt sich aus dem Wiesengrund
Ans Sonnenlicht der Käfer,
Brüht seine Flügel, pußt sich; — und
Dann tummelt sich um Blumen bunt
Des Winters trüber Schläfer.

Und Du, ein Träumer, sitz' zu Haus,
Indeß die Vögel schlagen?
Auf, zieh' in Wald und Feld hinaus,
Und winde deinen Weidenstrauß
In milden Lenzestagen!

Oh' Dir es ahnt, ist schon entflohn
Der Lenz, der muntre Knabe,
Die Garbe reift, es blüht der Mohn,
Oh' Du's gedacht, erhebt sich schon
Das Kreuz auf deinem Grabe.

Heinrich Heise.

Die Wunderblume.

Am den Ufern des Rheines stand einst auf einem hohen Felsen eine herrliche Burg, welche dem Ritter Adelbert von Hohenmuth gehörte. Krieg war sein bestes Vergnügen und seine Tapferkeit weit und breit berühmt. Bald hatte er für Kaiser und Herzöge, bald für seine Freunde Handel zu schlichten und von seinem eigenen Heerde wußte er erst recht den Feind entfernt zu halten. Weilte er daheim, so trieb er Jagd und gab manch lustiges Zechgelage; Hirsche und Eber wurden dann aus dem Dickicht des Waldes aufgejagt, um als Siegesbeute den Zug der heimkehrenden Jäger zu schmücken, der jedes Mal von der Burgfrau mit einem köstlichen Mahle empfangen wurde.

Glück und Freude schienen in dem festen Schlosse der Hohenmuth zu weilen. Da starb plötzlich des Ritters treue Hausfrau, die er zärtlich geliebt hatte, und von Stund an erfaßte ihn ein tiefes Herzeleid. Bald sah man seine ganze Sinnesart verändert. Die laute Fröhlichkeit in der Burg verstummte und er selbst saß immer ernst und sinnend daheim, statt wie sonst mit seinen Genossen dem wilden Lärm des Krieges nachzuziehen. Wenn des irdischen Lebens Freuden und Genüsse seine Seele bis dahin eingenommen hatten, so fühlte er sich jetzt durch den Tod seiner Gattin zum ersten Mal an den Ernst des Lebens gemahnt und seinen Geist mit Gedanken an die einstige Rechenschaft seiner Thaten, vor dem Throne Gottes, erfüllt. Diese veränderte Sinnesart machte auch sein Ohr empfänglich für den Klang der Kirchenglocken, denn seit den Tagen der Kindheit hatte er die Regungen der Frömmigkeit nicht mehr empfunden, noch seine Hände gefaltet.

Nun geschah es, daß in der Nacht wo die Christenheit die Geburt ihres Heilandes feiert, dem Ritter im Traume ein Engel erschien, der eine Blume in der Hand hielt, die er niemals gesehen hatte. Dreifarbig an einem Stiele glänzte sie bald grün, bald roth und blau, und ein lieblicher Wohlgeruch, der das ganze Gemach erfüllte, entströmte ihrem Kelche. Aber

der Engel sprach mit ernstem Angesicht: „Ein verlornes Leben liegt hinter Dir und nur so Du diese Blume noch findest und sie einst an der Himmelspforte zeigst, wirst Du dort Einlaß erlangen.“ Er verschwand, da er also gesprochen und der Ritter erwachte.

Dieser Traum schlug ihm seltsam in die Seele; er erhob sich von seinem Lager und beschloß die Blume zu suchen. Er ordnete in wenigen Tagen seine häuslichen Angelegenheiten, vermählte seine Tochter mit einem braven Ritter und verließ Haus und Hof. Schwert und Harnisch hatte er diesmal mit einem langen Pilgerkleide vertauscht. Ein Kreuz, dessen Enden mit Rubinen, Smaragden und Saphiren besetzt waren und aus dessen Mitte ein Diamant die Farbe der Edelsteine zurückstrahlte, hing an dem Gürtel um seine Lenden, und an seinem Hute glänzte eine Muschel, die bei dem Schein der Abendsonne in tausend Farben spielte. Wein zur Stärkung trug er nach Pilger Art in einem ledernen Schlauch.

So wanderte er durch die herrlichen Länder am Rhein und suchte nach der wunderbaren Blume, wie ihm der Engel zu thun geheißen hatte, doch fand er sie hier nicht. Als er Strom aufwärts wandernd bis zu den Quellen des Deutschen Flusses gelangt war, schaute er sinnend zurück nach dem Lande, wo seine Burg stand, in der jetzt seine Tochter als Hausfrau waltete und wo die Eschen trauernd das Grab seiner Liebe beschatteten. Ritter Adelbert mußte sich eine Thräne hinwegwischen von den gebräunten Wangen, er fühlte, daß ihm der Abschied und das Pilgerleben schwer wurde, aber er blieb fest in seinem Entschlusse und wanderte einer fremden Gegend zu. Kein Pfad war ihm zu unsicher, kein Weg zu uneben, auf welchem er nicht zu den höchsten Spitzen der schweizer Alpen hinauf zu dringen suchte, immer hoffend seine Blume zu finden. Setzte er sich dann ermattet zum Ausruhen nieder, so wurde seine Seele in süße Träume eingewiegt. Der Engel mit der Wunderblume erschien ihm dann und

in seinem Geiste dämmerte eine Ahnung zukünftiger, himmlischer Glückseligkeit auf.

Eines Tages verlor er sich immer tiefer in den unebenen Pfaden der Gebirge und schaute am Abend sorglich umher, wo er die Nacht zubringen könne, da erblickte er am Abhang eines Berges eine Hütte, die ihm die Wohnung eines Klausners zu sein schien. Als er näher kam, las er, „des Pilgers Ruhe“ über der kleinen Pforte geschrieben und trat ein. Die Hütte war leer und er beschloß von ihr Besitz zu nehmen. Am nächsten Tage kamen Hirten des nahen Thales herbei und bezeugten ihre Freude darüber, daß die Klause wieder bewohnt sei. Inständig baten sie den Ritter, am Sonntag mit einer kleinen Glocke, die sich bei der Hütte befand, zu läuten, und sie um sich zu versammeln, zum stillen Gottesdienst und Gebet. „Wie die hungernden Schafe nach frischer Weide schmachten, sprachen sie, so verlangen wir nach dem Worte Gottes, das uns Niemand mehr verkündigt hat, seit der fromme Klosterbruder, der ehemals diese Hütte bewohnte, zur ewigen Ruhe heimgegangen ist.“ — „So kommt denn zu mir, antwortete er ihnen; der Ewige wolle mich durch seinen Geist erleuchten, damit sein Wort euch des Sonntags erquicken und stärken möge.“

Von dieser Zeit an flossen Adelbert die Tage schnell und unvermerkt vorüber, denn während er die Gegend durchstreifte und nach der Wunderblume suchte, kehrte er oft in die Hütten der Gebirgsbewohner ein, wo er nützlichen Rath erteilte, die Kranken pflegte und Leidtragende tröstete. Adelbert war jetzt zu den schönen Werken der Barmherzigkeit gelangt, die er in seinem frühern, zerstreuten Weltleben nicht auszuüben Zeit gefunden und zu den reinen Freuden, welche sie in der Seele desjenigen zurücklassen, der sich mit frommem Herzen ihnen hingibt. Obgleich er noch immer Das nicht fand, wonach er so sehnlich suchte, so fand er doch viele heilsame Kräuter, aus welchen er Arzneien für die Kranken zu bereiten wußte. Er wurde zum Segen Gottes in den wilden unwirthlichen Gebirgen und die Hirten grüßten ihn ehrerbietig; wenn sie ihn Kräuter suchend,

oder auf einem Steine sitzend, in frommen Büchern vertieft fanden.

So verging Jahr auf Jahr, jeden Frühling hoffte der Ritter die Himmelsblume auf den grünen Matten aufblühen zu sehen, aber sein Hoffen blieb vergeblich. Da klagte er einst einem vorübergehenden Wanderer sein Leid. „Pilgersmann, sprach dieser, in der ewigen Stadt, wo alles Große und Herrliche gedeiht, dort werdet Ihr finden, wonach Ihr sucht; wandert mit mir nach Rom. Wir werden da viel Wunderbares zu sehen bekommen, das Euch wohl entschädigen kann, wenn Ihr die Blume nicht finden solltet.“ — „Nur die Blume zu besitzen, antwortete der Pilger, ist mein Begehren, wenn einmal ihr Dufte in die Seele gedrungen ist, wer einmal von ihrem Wunderhauche berührt ward, der ruhet nimmer bis sie sein Eigenthum geworden; aber ich will mit Euch wandern, vielleicht blühet sie verborgen auf dem Schutte Jahrhunderte lang zertrümmerter Mauern, welche einst die ewige Stadt umgaben.“ — Traurig begleiteten die Hirten die Wandernden eine Strecke des Weges, dankten dem Ritter für alle Wohlthaten, welche sie von ihm empfangen hatten, und flehten Gottes Segen auf ihn herab.

Noch waren sie nicht an vielen Städten und Dörfern vorüber gekommen, als Adelbert seinen Reisegefährten allein des Weges ziehen ließ, denn ein unerwartetes Ereigniß hielt ihn zurück. In einem Dorfe, in welchem sie zu übernachten gedachten, war eine Seuche ausgebrochen, die mit reißender Schnelle die armen Bewohner auf's Krankenlager niederwarf. Ritter Hohemuth verzögerte seine Reise und ging im Dorfe von Haus zu Haus, pflegte die Kranken, betete mit den Sterbenden, tröstete die Wittwen und Waisen und schaute dem Tode unerschrocken in's Angesicht. Aber als endlich die Plage nachgelassen, die Luft sich wieder gereinigt hatte und die Menschen ihr gewohntes Tagewerk trieben, erwachte auf's Neue in seinem Herzen die Sehnsucht nach der seltenen Blume. Doch als er seinen Wanderstab ergriff und bei den ersten Strahlen der Morgen Sonne das Dorf verlassen wollte, drangen ihm Klage laute

aus einer Hütte entgegen. Er lenkte seine Schritte dahin und fand eine bleiche junge Frau auf hartem Lager mit dem Tode ringend. „O, jammerte sie, wie gerne wollte ich aus diesem Leben scheiden, wenn sich nur Jemand fände, der dieses Kind vor dem Hungertode schützte. Adelbert nahm ein liebliches Wesen aus ihren Armen, wickelte es in sein saltiges Gewand und sagte gut und ernst: „Dort oben klagt mich an, arme Frau, wenn ich dieses Euer Kleinod nicht treulich schütze und pflege.“

Nun wanderte er mit seiner lieblichen Bürde manchen Tag, mitleidige Leute gaben ihm und dem Kinde zu essen und zu trinken und ein Lager zum Ausruhen. Inzwischen wurde die Sonne immer glühender, die Pflanzen blühten in üppiger Fülle, der wolkenlose Himmel zeigte sein schönstes Blau und die manigfaltigen Reize der südlichen Natur entlockten dem pilgernden Ritter Ausrufe der Bewunderung und des Erstaunens. Hin und wieder ward er aber jetzt gewarnt, mit Vorsicht seines Weges zu ziehen, da wilde Räuberbanden in den dichten Wäldern haufen, woraus mancher Reisende das Licht des Tages nicht wieder findet. „Gott ist mit mir,“ sprach er dann und ging ruhig weiter. Wirklich überfielen ihn aber bewaffnete Räuber eines Tages, als es schon zu dämmern begann und er das Ende einer Waldung noch nicht erreicht hatte. „Halt, riefen sie ihm zu, du wirst nicht entkommen mit dem Schatz, den du da unter deinem Kleide verborgen hältst. Du Heuchler, denkst du das Büßergewand schütze deine geraubte Waare vor unsern Händen?“ Grimmigen Blickes faßten sie ihn an, da hielt ihnen Adelbert das liebliche Kind entgegen, das er auf seinen Armen trug. Wie von einem Blitze berührt, wichen die Räuber zurück. Diese wilde Horde, welche keine Furcht kannte ward durch den unschuldigen Blick eines Kindes bezwungen und zum Mitleid bewegt; sie blieben zögernd stehen, und wagten nicht ihre Hände nach ihm auszustrecken. Da sprach der Ritter zu ihnen: „Wie, hat Geldgier eure Sinne so verblendet, daß ihr die Stimme Gottes aus dem Weinen dieses Kindes nicht erkennt? Ach, so rein und schuldlos waret auch ihr einst, eh ihr

euch der Sünde verkauftet. O, verlasset euer gottloses Treiben und der Allbarmherzige wird euch eure Schuld verzeihen!“ — Dann drückte er das Kind fest an sich und ging weiter. Die Räuber standen verwirrt da und ließen ihn gehen, Einige sahen ihm lange nach; vielleicht dachten sie über seine Rede nach und kehrten zu einer ehrlichen Handthierung zurück.

Nicht lange nach diesem erreichte Ritter Hohenmuth die heilige Stadt, übergab dort der Obhut frommer Nonnen das Kind und suchte nach der Blume, wie er sich zu thuen vorgenommen hatte.

Schnell eilten in Rom die Wochen und Monde an ihm vorüber. Er weilte gerne da, wo die heilige Kunst ihm Bilder höherer Welten vor Augen führte und seine Seele in himmlische Träume versenkte, und wenn er einsam suchend unter den hehren Trümmern der ewigen Stadt umher wandelte und bald aus dieser, bald aus jener Gegend die unzähligen Kirchenglocken an sein Ohr schlugen, dann sank er betend auf seine Kniee und empfand einen tiefen Frieden des Herzens, in der frommen Vereinigung mit Gott. Aber die Blume, nach welcher er suchte fand er noch immer nicht. Da klopfte er einst vor einer Klosterpforte und bat um Einlaß. Der Pförtner führte ihn zum Prior.

„Wandersmann, was ist Euer Begehren?“ sprach dieser. — „Von Euch ehrwürdiger Vater zu erfahren, antwortete der Ritter, wo die Wunderblume zu finden ist, welche mir ein Engel im Traume zu suchen geheißen hat, um sie dereinst an der Himmelspforte vorzuzeigen. Jahre sind seitdem dahin geeilt, ruhelos war mein Suchen, aber vergeblich scheint mir die Hoffnung, die Blume jemals zu entdecken.“

„Wo das Blut des Heilandes für die Missethat der Menschen geflossen, wo die Erde erbebte und zürnte ob der Sünde ihrer Bewohner — auf Golgatha allein kann die Blume blühen, die ihr suchet, entgegnete der Prior, eilet dahin und ihr werdet Ruhe finden für Eure Seele.“

Als der Ritter diese Worte vernommen hatte, eilte er, obgleich die Nacht schon herein gebrochen war, den Weg zum gelobten Lande zu finden und die beschwerliche Reise dahin zu

unternehmen. Wie groß war seine Freude, als er nach mancher Tagereise die Kuppeln und Zinnen Jerusalems erblickte! Er entblößte seine Füße und ging baarfuß zur heiligen Stadt hinein. Auf dem Grabe des Erlösers betete er und lobte und dankte Gott. Da fühlte er seine Seele von einem nie gekannten Frieden ergriffen, und wie er zu der Stätte kam, wo der Heiland der Welt gekreuzigt worden, da konnte er zwar die Himmelsblume, nach der er suchte, nicht mit leiblichen Augen erblicken, aber eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuflüsterte: — „Kehre heim, müder Pilger, Gott ist gnädig; die allbarmherzige Liebe, welche sich hier offenbarte, wird Dir einst die Himmelspforte öffnen,“ — wurde immer lauter und dringender. Eine große Freudigkeit kehrte in sein Herz ein und stillte alle Unruhe des Suchens, die ihn von weit her bis zum Grabe des Welterlösers getrieben hatte. Er beschloß der Stimme seines Herzens zu glauben und zu folgen, wie er einst dem Engel, der ihm in seinen Träumen erschienen, gefolgt war, und heimzukehren und getrost seine letzte Stunde zu erwarten.

In seinen besten Jahren hatte Ritter Adelbert von Hohenmuth seine Wanderung nach der Wunderblume begonnen und als silberweißer Greis kehrte er zur Heimat, von der er suchend ausging, zurück. Seine Tochter führte ihm blühende Enkel entgegen, die er mit großer Freude an sein Vaterherz drückte.

Aber nur noch wenige Tage war ihm von

Gott im Kreise seiner Lieben zu weilen vergönnt; der Tod nahte sich ihm. Mit ehrfurchtsvoller Scheu und rührender Trauer umstanden seine Kinder das Lager, auf welchem er, wie sanft schlummernd, im letzten Schlafe da lag. Da öffnete er noch einmal die Augen. Seine verklärten Blicke, seine gefalteten Hände und die Andacht in seinen Zügen zeigten, daß seine Seele schon in einer höhern Welt weilte; dem Ritter erschien in dieser letzten Stunde der Engel, der ihm einst in der heiligen Nacht nach der Himmelsblume zu suchen geheißen hatte. In der Hand hielt er jetzt einen Spiegel, in welchem der Sterbende ein Herz erblickte, in dessen Mitte die wunderbare, dreifarbigige Blume stand. „Dein Glaube, sprach der Bote Gottes zu ihm, fand den verborgenen Weg zum Himmel, die Hoffnung geleitete dich bis zur Pforte und die Liebe öffnet dir die Thore des himmlischen Zion, das du mit Glauben, Hoffnung und Liebe schon im ahnenden Geiste erblickt hast. In der heiligen Nacht erweckte ich dein Herz zu einem gottgefälligen Leben und pflanzte darin ein himmlisches Samenkorn; es wuchs und blühte zur Wunderblume empor, dir selbst verborgen, bis ihr Duft dich in der Todesstunde erquicket. So gehe nun ein durch die offne Pforte zu deines Herren Freuden.“ „Gesunden!“ hauchten die sterbenden Lippen des Erdenpilgers und seine Seele entschwabte zu den ewigen Hütten des Friedens.

Auguste Tenhaeff.

Der letzte Lara.

Alter lähmt des Helden Kräfte,
Alter hemmt des Greisen Schritte,
Dem der Bart die Brust umflattert
Schimmernd weiß wie Schnee des Winters.

Doch es glühen ihm die Augen,
Wie nach Ruhm und Thaten lüstern,
Denn es stehn um ihn sechs Söhne
Kampfbereit, wie er einst kämpfte.

Und er spricht: Ihr Söhne Lara's,
Wacker reitet in die Schlachten!
Denn aufs Neu' zum Trost der Christen
Rühmet sich zu laut der Maure.

Eure weißen Rosse stehn
Schon gesattelt vor den Thoren.
Sehen will ich, wer der Erste
Nun das Moslemhaupt mir heimbringt.

Und sie zieh'n, sechs stolze Ritter;
Stahlgerüstet sind die Glieder.
Mancher Heide wird verbluten,
Wenn sie mit den Schwertern rasen.

Doch wie unterm Sporn die Kofse
Klirrend in die Eb'ne fliegen,
Bleibt der siebente von den Brüdern,
Weinend schaut er nach vom Thurme.

Und der Vater spricht: „Mein jüngster,
Holder Liebling, laß die Thränen!
Noch ist nicht die Zeit gekommen,
Daß du in den Streit dich stürzest.

In dem Speergewühl der Feinde
Kämpfst du doch dereinst der Erste!“ —
Und der Knabe wirft die Locken
Und er lächelt hell durch Thränen.

Unterdeß versinkt die Sonne,
Und sie lauschen in die Ferne,
Harrend, wenn die Helden kehren,
Die so zornig fortgeritten.

Doch es malt kein rothes Funkeln,
Sich auf Panzer, Helm und Schilder,
Und der Mond erhebt sich blutig,
Doch kein Ton durchbricht das Schweigen.

Qualgefoltert weilt der Alte,
Bis der Morgen trübe dämmert.
Da erschallt der Huf der Kofse,
Und es naht ein Kriegerhause.

Glänzt der erste Strahl der Sonne
Nicht auf Helm und Federbüschchen?
Nein, Turban und Kastan leuchten
Farbig durch den jungen Morgen.

Und ein Herold kommt. Der Häupter
Trägt er sechs am Sattelnopfe. —
Wie verzerrt, entstellt! — Der Vater,
Weh, er kennet jedes Antlitz.

Gott, das sind die schönen Köpfe
Seiner Söhne! Wild Entsetzen!
Schreiend ruft er: Gib mir Kunde,
Ob der Uebermacht sie fielen?

Und der Bote spricht: Sie sanken
Einem Mann und einem Schwerte,
Also giebt den Tod den Feinden
Muredin, der große Sultan.

Doch sie starben kühn, gleich Helden,
Nimm das Schwert, das sie erschlagen.
Such' den Mann im Christenlande,
Der es trägt und Rache übet!

Und dann geht der Bote wieder,
Doch der Alte nimmt die Klinge,
Prüft sie lange, und er kann sie
Nicht aus ihrer Scheide zwingen.

Matt giebt er das Schwert dem Knaben,
Und er spricht mit trübem Spotte:
Weine, jetzt ist Zeit zum Weinen!
Trocken ist mein Aug', sonst thät' ich's.

Und mit edelm Troß spricht jener:
Gestern kamen mir die Thränen,
Weil zu schwach noch meine Rechte,
Heute brächten sie mir Schande.

Solcher Hohn ziemt nicht den Brüdern,
Die wie Helden sind gefallen.
Hör den Schwur: Ich werd' ihr Rächer!
Hoch bei Gott ist aller Ausgang!

Lange, lange Jahre flohen,
Und er wuchs gleich einer Tanne
Schlank und kräftig. Keiner konnte
Stärker ringen, sechten, streiten.

Nur zum blut'gen Streite zeigte
Nie er Lust und Drang in Worten,
Daß mit Leid und Scham der Vater
Auf die Schlassheit niederblickte.

Daß der Vater trauernd klagte,
Daß der Sohn sich starr und schweigsam,
Kalt und thatenlos erwiesen.
Auch er weinte ob der Feigheit.

Sieh', da nahm der Jüngling einstmals
In die Hand das Schwert des Feindes,
Und er riß die blanke Klinge
Wie ein Spielzeug aus der Scheide.

Und er schwang sie durch die Lüfte,
Daß sie schwirrend, pfeifend, sauste,
Und er rief: Ich führ' den Stahl jetzt,
Vater, ich bin werth des Kampfes.

Jahre lang in wilden Träumen
Hab' ich kaum des Schlafs genossen,
Denn der Ruhm des Maurenkönigs
Hat mir meine Ruh' vergiftet.

Rachebrüten war mein Leben.
Muredin büßt's mit dem Kopfe!
Lebend oder todt — ich bring' ihn
Dir, dem er erschlug die Söhne.

Dieses ist mein Schwert. — Dann küßte
Er den Alten, dessen Auge
Neu aufflammt. Die Halle läßt er
Und wirft sich am Thor zu Pferde.

Herrlich war es anzusehen,
Wie die beiden Krieger mächtig
In dem Blachfeld sich begrüßten,
Wie sie aufeinander ritten.

Gleich der Donnerwolf' der Maure,
Furchtbar, düster, männlich, riesig.
Schlank und jung und schön der Lara
Doch ein Blitz in jäher Raschheit.

Lange schwankt das Glück des Kampfes,
Während gleich die Waffen reden.
Und es krachen ihre Lanzen,
Und es fallen ihre Kofse.

Aüg' in Auge, faustumrungen
Stehn sie nun im Todeskampfe,
Vor dem Grunde, wo sie fechten
Dampfen warm des Blutes Dünste.

Endlich schwankt der Sarazene. —
Ha, er sinkt! — Der junge Lara
Nimmt sein Haupt. Doch auch dem Sieger
Schwindet vor dem Blick das Schlachtfeld.

Gleich dem abgemähten Kopfe
Blickt sein Antlitz. Ströme Blutes
Quellen ihm. Doch was er flehte:
Tod und Sieg ist nun sein eigen!

Und er spricht zu seinem Vagen:
Oh' des Feind's Turbane glänzen,
Oh' sie nahen von den Hügeln,
Hör' und thu' nach meinen Worten!

Gürte dort am Rand des Stromes
Mir vom Leib die schweren Waffen,
Und dann binde auf die Brust mir
Rasch das Haupt des Maurenkönigs!

Aber bind' es fest und sicher,
Daß es sich nicht lösen könne.
Schleudre mich sofort hinunter
In des tiefen Flusses Mitte!

Und der Vage that's, die Strömung
Trug ihn nach dem Ahnenschlosse,
Daß sich mit den hohen Thürmen
In den klaren Wellen spiegelt.

Dort von seinen hohen Zinnen
Sah der alte, graue Vater:
In dem Schein des fahlen Mondlichts
Glitt dahin des Jünglings Leiche.

Und der Alte greift den Todten:
Weh, die Rache ist genommen!
Doch es bringt des Maurenkönigs
Dunkles Haupt der letzte Lara.

Wolfgang Müller.

Erichs Ermordung.

1250.

Habt Ihr gehört die finstre Mähr aus fernen,
fernen Tagen,
Wie Erich, Fürst von Dänemark, zu Schleswig
ward erschlagen?
Er zog hinab ins Holsteinland die Grafen zu
bekriegen,
Es flog der Ruf vor ihm einher von seinen
stolzen Siegen.
O, König Erich, hüte Dich, das Ungewitter
naht,
Es harret in Schleswigs Mauern dein der
schmählichste Verrath.

Der eigne Bruder Abel zieht dem Könige ent-
gegen,
„Nicht fürder soll in meiner Brust der alte
Groll sich regen,
Und diese Hand, die schon so oft sich gegen
Dich erhoben,
Sie soll durch ihren warmen Druck die Treue
Dir geloben.“
Und Erich bot dem Bruder drauf die biedre
Rechte dar,
Vor Freude zitterte das Herz dem Sohn des
Waldemar.

So zogen sie in Schleswig ein. — Wie blickte
Erich heiter,
Versteckte Bosheit übertüncht durch Lächeln sein
Begleiter,
Die Hand, die Treue jüngst gelobt, ist willig
sie zu brechen,
Denn Abel stimmt den alten Zwist für alle Zeit
zu rächen.
O, König Erich, hüte Dich, das Ungewitter
naht,
Es harret in Schleswigs Mauern dein der
schmählichste Verrath.

Wie still und friedlich wallt die Schlei, wie
küßt sie das Gestade,
Das Schloß entsteigt mit Thürmen schlank dem
kühlen Wellenbade,

Es schallen Stimmen wunderbar aus dem
krystallinen Grunde,
Der Nebel steigt, der Nebel wallt, und senkt
sich auf Misfunde.
„Heut, Bruder, laß uns fröhlich sein, der Wein
glüht auf dem Tisch,“
Und von den Lippen fliegt das Wort, und fliegt
die Rede frisch.

„Gedenkst Du, Erich, noch der Zeit, als Schles-
wig Du genommen,
Als Schutz gesucht mein Töchterlein, von Gram
und Schmerz beklommen?“
„O, Abel, denke nicht der Zeit, es hat das
Schwert entschieden,
Und Herzen, die der Haß getrennt, vereint jetzt
trauter Frieden!“
Doch Abel sprang vom Sitz empor: „tief, wie
Du mich gekränkt,
Sei dein Gedächtniß, sei dein Leib ins Wellen-
grab gesenkt.“

Und seinen schlimmsten Feinden ward der König
übergeben,
„Verfügt,“ rief Abel, „wie Ihr wollt, verfügt
ob Tod und Leben,“
Sie schleppten Erich in ein Boot, das trug ihn
nach Misfunde,
Und dort empfing von feiler Hand der Fürst
die Todeswunde.
Beschwert mit Steinen senkten sie den Leichnam
in die Schlei,
Und fühlten sich von jeder Schuld durch Abels
Botschaft frei.

Jedoch nach wen'gen Monden trieb zum Ufer-
rand die Leiche,
Das edle Haupt getrennt vom Rumpf durch
scharfe Schwertesstreichs,
Sie hielt die Rechte kalt und starr gen Himmel
hoch erhoben,
Als wollte sie um Rache flehn zum Welten-
lenker droben,

Als fleht Verderben sie herab auf ein geächtet
Haupt,
Das sich den goldnen Königsreif durch Brudermord geraubt.

Und Abel saß im Purpurkleid auf dem verwaisten Throne,
Doch auf dem Scheitel brannte ihm die goldne Königskrone,
Des Bruders Geist trat vor ihn hin in sturm-
bewegten Nächten,
Sein Herz erbebte in der Brust, gepeitscht von finstern Mächten,
Und wenn er auf dem Lager sich in wirren Träumen wand,

Vor seinem innern Auge stets das Bild des Bruders stand!

Habt Ihr gehört die finstre Mähr aus fernen,
fernen Tagen,
Wie Abel, Fürst zu Dänemark, von Wessel ward erschlagen?
Der König zog ins Friesenland, die Freien zu bekriegen,
Der Brudermörder mußte dort zur Sühne unterliegen.
Noch tönt die Sage an der Schlei, aus ferner Zeiten Nacht,
Wie Abel rastlos zieht umher mit seiner wilden Jagd.

Heinrich Heise.

H e i m w e h.

Stumm reitet das polnische Lanzenpiket
Längs dem Föhrenwald über die dämmernde
Haide,

Zerknickt nicht die Feder vom weißen Kaske,
Zerstückt ist das Riemzeug, zerhaun das Kollet,
Roß und Mann sind verkommen beide.
Ueber den Föhren lagern die Wolken schwer,
Verdrossen und trüb ziehn die Reiter daher.
Verloren ist Polen, verloren!

Sie reiten bis wo an des Waldes Rand
Die Wege sich kreuzen und zwiefach spalten,
Die Schlucht führt nach Oesterreich linker Hand,
Die Weichsel liegt rechts und das Vaterland,
Die Reiter schwanken und halten.
Und knirschend setzen sie dann in die Schlucht:
„Wir Reiter, wir Reiter sind auf der Flucht.
Verloren ist Polen, verloren!“

„Die wir nimmer die Sporen noch eingeseht
Als zum Choc in den Feind und zur Jagd auf
Kosaken,
Die bravste Schwadron, jetzt selber geheht,
Decimirt, ohne Waffen, zerlumpt und zerseht
Und der Feind uns in dem Nacken.

Als wir floh'n war verknallt unser letztes Blei,
Unser Säbel zerhackt und die Lanze entzwei.
Verloren ist Polen, verloren!“

Und jenseits der Weichsel wird Halt gemacht,
Und tief aufathmen die Reiter und Pferde,
Die Flucht durch den Feind ist glücklich voll-
bracht,
Und erschöpft verschlummer'n die Reiter die
Nacht,

Die erste auf fremder Erde.
Die erste Nacht, die sie nach langer Zeit
Verschlafen können in Sicherheit.
Verloren ist Polen, verloren! —

Der Morgen röthet das dampfende Grün,
Wo aus tiefem Schläfe die Flücht'gen erwachen,
Und ihr erster Blick fliegt nach Polen hin,
Wie herrlich, wie herrlich im Morgenglühn
Die heimischen Fluren dort lachen!
Und der Himmel so blau und die Weichsel so
klar,
Ach, alles so schön wie es nimmer noch war!
Verloren ist Polen, verloren!

Sie schaum hinüber und es packt sie wild,
Es ergreift sie ein mächtiges, schmerzliches
Sehnen.

Das Heimweh hat allen das Herz erfüllt
Und es wogt in der Brust, daß es überquillt,
Und die Bärt'gen verschlucken die Thränen.
Hinausgestoßen in fremdes Land,
Aus der lieben Heimath auf ewig verbannt.
Verloren ist Polen, verloren!

„Trompeter, so schmettre als Abschiedssignal,
Zum letzten Ritte die polnische Weise!“
Und die Reiter besteigen die Pferde zumal
Und reihn sich und ziehen den scharfartigen Stahl
Und halten und beten leise.
Und klopfen ihr Köpfelein auf Hals und Blatt
Und streicheln ihm kosend die Mähne glatt.
Verloren ist Polen, verloren!

Sie halten und lauschen den Melodein
Bis die letzte Fanfare verhallt und verklungen,
Dann drücken sie alle die Sporen ein
Und sprengen zur Grenze, geschlossen die Reih'n,
Die scharfartigen Säbel geschwungen.
Entrollt fliegt die Adlerstandarte voran,
Die so oft ihnen zeigte zum Ruhme die Bahn.
Verloren ist Polen, verloren!

Und sie kommen zur Weichsel in klirrendem Trab,
Wo reißend die Fluthen am wildesten schwellen,
Und sie schaum ohne Zucken in's wogende Grab,
Und spornen ihr Pferd und sprengen hinab,
Hinab in die schäumenden Wellen.
Und die Fluth trägt die Heimwehkranken zum

Strand
Und wirft sie als Leichen in's Vaterland. —
Verloren ist Polen, verloren!

Karl Fr. Seyffardt.

Junker Mondenschein.

Es war der Junker Mondenschein,
Der trat zu mir in's Zimmer ein.
Er klopft nicht an, er stieg herbei
Gerad' durch's Fenster, frank und frei,
Und auf den Zehen, leicht und nett,
Tritt er mir naseweis vor's Bett,
Und sprach: Ei, ei, das ist nicht brav,
Wer pflegt nur gar so früh den Schlaf? —
Verseh' ich: Alter Junggesell,
Mich freut's: Nun scheer' dich von der Stell'.
Er aber ist ein Grobian
Und guckt mich frech und spöttlich an,
Dabei spaziert der alte Knab'
In meinem Zimmer auf und ab.
Gut! denke ich und dreh' mich stumm
Schnell nach der andern Seite um
Und lege mich auf's linke Ohr:
Nun halt' es nach Belieben, Thor!
Jedoch mein Junker Mondenschein,
Was fällt dem fecken Fanten ein?
Er spreizt und lehnt sich an die Wand
Und reicht mir jetzt sogar die Hand,
Und immer gleich ein Grobian

Lacht er mich hell und spöttlich an.
Hellauf! jetzt ist des Spiels genug,
Nun gibst du Frieden, bist du klug!
Drauf schließ ich fest die Augen zu
Und überlasse mich der Ruh.
Und aber Junker Mondenschein,
Was fällt dem fecken Fanten ein?
Er lacht mich an und sagt: Mach' Platz!
Und jetzt mit einem fecken Satz
Legt er sich gar zu mir auf's Bett,
Als ob sich's so verstanden hätt',
Und macht sich breit und streckt sich aus,
Als wär' er hier seitlang zu Haus.
Das ist denn doch des Spott's zu viel,
Der Narrethei seh' ich ein Ziel!
Bedacht's, und sprang vom Bett und stand
Und warf mich hurtig in's Gewand.
Der Klügere gibt nach, sag' ich,
Berließ mein Schlafgemach und wich.
So wandre ich einsamen Schritts
Halb grollend noch dem üblen Wiß,
Die Straß' entlang — wer stellt sich ein?
Sieh' da, Herr Junker Mondenschein!

Der hängt sich mir, nicht kalt nicht warm,
Ganz ohne Umstand in den Arm.
Dabei guckt mir der lose Wicht
So schalkhaft lustig in's Gesicht,
Daß alles Grollen nichts mehr frommt
Und mit Gewalt mir's Lachen kommt.
Lang wandern wir so Arm in Arm,
Vergessen war der Grimm und Harm.
Was ich in jener Nacht vernahm,

Das war so eigen wundersam.
Freund Mond entführt mich in's Gesicht,
Entrollte vor mir Bild um Bild,
Und von der Erd- und Sternenwelt
Hat er mir schaurig schön erzählt,
Und wie in eines Blizes Lauf
That manches Räthsel mir sich auf.
Ich hab' geweint, ich hab' gelacht —
Es war eine wunderliche Nacht.

Franz Binder.

Ein braver Ritt.

Um Mailands feste Mauern
Liegts wie gewitterschwer:
Es trotzt die Stadt, die stolze,
Des Barbarossa Heer.

Wohl Mancher hinter'm Walle
Schlög' lieber off'nen Strauß:
Ein Sarde, ungeduldig,
Sprengt aus dem Thor heraus.

Er tummelt seinen Renner
Herauf, hernieder toll,
Schlägt rasselnd an den Harnisch
Und nimmt den Mund gar voll:

„Den stärksten deutschen Ritter,
Den fordre ich zum Streit,
Und wagt es nicht der Eine,
So steh' ich zwei'n bereit!“

So höhnt er laut in's Lager
Mit übermüth'gem Mund;
Graf von Tyrol, Herr Albrecht,
Bernimmt mit Grimm die Kund'.

Er schaut nicht um den Panzer
Zum Schirme in der Fähd',
Er sucht nicht nach dem Helme
Und langt nicht nach dem Schwert.

Rasch schwingt er sich zu Rosse
Der kühne Alpensohn:
„Der Prahler soll mir büßen
Für seinen losen Hohn.“

Was schwingt er in den Lüften?
Den langen Eisenspeer.
Was glänzt ihm in der Linken?
Ein Schild nur, fest und schwer.

Hei, wie die Rosse fliegen!
Die Ritter sind angerannt.
Hei, wie die Lanzen klirren!
Der Sarde liegt im Sand.

Absteigt der Graf, der Starke,
Und zieht des Sarden Schwert —
Und bricht es ihm in Stücke:
Der hat es nicht verwehrt.

Und zum Wahrzeichen nimmt er
Des Sarden Schild sich mit,
Dann sprengt er stolz von dannen.
Das war ein deutscher Ritt.

Franz Binder.

Des Lenzes Wiegenfest.

In einer wundermilden Nacht
Ward plötzlich der Lenz auf die Welt gebracht:
Es hat ihn vom Himmel auf fließendem Wagen
Ein linder Regen herabgetragen.
Nun kündet's die Lerche, der Morgenwind:
Der Lenz ist gekommen, das Sonnenkind!

Nun zieht ein Geflüster, Bewegen und Regen
In Wald und Wiesenthal allerwegen;
Und aus den Gräsern wie holderschrocken
Da gucken die klingenden Blumenglocken.

Es schmückt sich auf's beste im weiten Raum
Die Tanne, die Birke, der Apfelbaum,
Sie rüsten ihr Schönstes dem Sonnenkinde
Zum festlichen duftenden Angebinde.

Wohlauf, mein Herz, so schließe dich an,
Mit neuen Hoffnungen angethan!
Es hallet und läutet an allen Enden,
Und was sich da freut, bringt seine Spenden.
Hinaus in den Jubel, der löset, was preßt —
Zum fröhlichen Frühlings-Wiegenfest!

Franz Binder.

Herbstlied.

In den Wolken schreien
Lange Kranich-Reihen,
Ziehen über Meer und Strand
In ein wärmer Frühlingsland.

Denn in Sturm und Wetter
Sinken schon die Blätter;
Leises Frösteln früh und spät
Rieselnd durch die Glieder geht.

Kelch um Kelch verschwindet
Und der kürz're Tag verkündet,
Daß in Bälde, fahl und grau,
Trauern Wald und Wiesenau.

W Herchenbach.

Flämmchen im Korn.

Wie gern seh' ich die Felder
Von sanftem Wind bewegt,
Wenn bald sich's stark und bald
Sich's schwächer drinnen regt.

Wie treibt da ohn' Ermatten
Herr Aeolus sein Spiel,
Wie jagen Licht und Schatten
Darüber ohne Ziel.

So sah ich einmal wogen
Das Kornfeld als ein Kind,
Wie ward nur das gebogen
Und neigte sich dem Wind.

Es kam im weißen Schimmer
Durch's Feld, als wie ein Meer,
Und schwand und kam doch immer
Auf's Neue wieder her.

„Das sind die Himmelsflämmchen,
Mein Kind, die geh'n durch's Korn,
Es ist, als jagte Flämmchen
Der Wind dahin im Zorn.“

„O sieh', wie weiß die Bliese,
Wie drängt sich Schaar auf Schaar,
Doch keines, das sich ließe
Erspähen ganz und gar.“

Und was sie Eile haben,
Und wie sie zieh'n so dicht!"
Die Mutter sprach's zum Knaben,
Und ich vergaß es nicht.

Und wo die weißen Schimmer
Hinfert ein Feld durchweh'n,
Da seh' ich jetzt noch immer
Durch's Korn die Lämmchen geh'n.
Dr. F. N. Vogl.

Das arme Hannchen.

Es war einmal ein armes Kind, welchem Vater und Mutter gestorben und dessen sich Niemand annahm.

Weil es gerade Winter, froh Hannchen, so hieß das arme Kind, in ihrem Stübchen sehr, denn es war kein Feuer im Ofen. Sie hatte den ganzen Tag guter Leute Hilfe in Anspruch genommen, aber doch nur ein spärliches Abendbrod mit nach Hause gebracht. Da beschloß sie, obgleich es schon dunkel wurde, noch in den Wald zu gehen, um Holz zu sammeln.

Wie sie dorthin kam, begegnete ihr ein armes Kind, das sie also anredete: „Liebes Hannchen, ich habe kein Kleidchen und friere so sehr, gib mir doch das deinige.“ Da zog Hannchen ihr Kleidchen aus und gab es dem armen Kinde.

Als sie noch eine Strecke gegangen, begegnete ihr wieder ein armes Kind, das sprach: „Liebes Hannchen, ich habe keine Strümpfe und friere so sehr, gib mir die deinigen.“ Da zog Hannchen ihre Strümpfe aus und gab sie dem armen Mädchen.

Jetzt froh ihr aber auch sehr; doch wie ihr noch ein armes Kind begegnete und zu ihr sagte: „Liebes Hannchen, ich habe kein Röckchen und friere so;“ da zog sie auch noch ihr Röckchen aus und gab es dem armen Kinde.

Nun hatte sie nichts weiter wie ein Hemdchen am Leibe und wäre sicher erfroren, wenn die Englein es nicht gesehen und Mitleid mit ihr gehabt hätten; sie nahmen Sterne vom Himmel und warfen sie auf die Erde, gerade vor Hannchens Füßen nieder. Hannchen wunderte sich über die vielen Sternlein, die vom Himmel fielen, betrachtete sie und erstaunte nicht wenig, als die Sterne zu blanken Thälern in ihren Händen wurden.

Sie sammelte, so viel sie tragen konnte, ging dann eilig zur Stadt hin und kaufte sich ein neues Kleidchen, Röckchen, Strümpfe und Schuhe. Dazu brauchte sie aber nur wenige Thaler; sie konnte ihr Lebenlang kaufen und hatte immer noch Thaler übrig.

Auguste Tenhaeff.

Die kleine Wiesenquelle.

Hoch springt die kleine Wiesenquelle;
Läuft rastlos um die Bethkapelle;
Sie singt und plaudert Tag und Nacht
Weils ihr so viel Vergnügen macht.
Sie kräuselt sich im Wasserbecken
Und spritzt mit jugendlichem Necken
Den silberweißen Wasserschaum
Hinüber bis zum Lindenbaum,
Der eingepflanzt mit grünem Dache

Dem Bethhaus dient als Schutz und Wache;
Grashälmmchen müssen tief sich neigen,
Denn oft die kleinen Wellen steigen
Und laufen über Blumen hin
Mit neckisch losem Kindersinn.
Gern sucht der Wand'rer diese Stelle
Zu trinken aus der klaren Quelle.
Bachstelzen und Waldvögelein,
Sie baden sich im Sonnenschein;

Goldkäfern, die am Halm sich schaufeln,
Libellen, die mit Blumen gaukeln,
War diese Wasserquelle werth,
Daß sie kein bess'res Loos begehrt. —
Die kleine Quelle nun, die wilde
Blickt oft zum Muttergottesbilde,
Das über ihrem Haupte wohnt,
Und in der Betkapelle thront.
Sie schützt ihr Dasein offenbar;
Drum blieb die Quelle rein und klar,
Allein nur in der Kindheit Tagen
Wir Gott und Himmel in uns tragen;
Wenn auch auf reinem Herzensgrunde
Glänzt Gottes Bild zu jeder Stunde. —
Die Zeit verging — und unterdessen
Ward still Marias Bild vergessen,
Wenn's gleich dicht bei der Quelle stand,
Und täglich sie den Schutz empfand;
Denn wer auch Gott vor Augen hat,
Wer sein nicht denkt — wird Glaubens matt.
Die Andacht — will uns lenken — leiten;
Drum denk' an Gott — zu allen Zeiten,
Und was dir dann auch widerfährt,
Gott ist's — der Alles schickt — und wehrt.
Du bleib'st in ihm — und er in dir
Wie's Heil'genbild — im Wasser hier.

Doch ist es allbekannt auf Erden,
Es soll nichts dauernd glücklich werden.
Was sich von seinem Schöpfer trennt,
Erfahrung ist's — die jeder kennt.
Frohstimm — und Unzufriedenheit
Wird hier zugleich in's Herz gestreut;
Die gute Zeit vergeht, verblüht.
Nun keimt der Mißmuth im Gemüth,
Und selten ist's nach einem Jahr
Noch ganz so gut — wie's heute war.

Ein Klapperstorch kam oft gegangen,
Er hat sich Frösche hier gefangen;
Da stand er lange tief gebeugt
Im weichen Grase kühl und feucht,
Er ruhte aus auf einem Beine
Und schaut die Quelle an, die kleine,
Die immer schwazte, hüpf't und springt,
Dazu ihr Kinderliedchen singt.
Einst rief der Vogel — Quelle du,

Jetzt plaudre nicht — und hör mir zu! —
Du bist so jung, hast Muth und Kraft,
Thu' doch etwas, was Nutzen schafft:
Zum Bache geh' — im Dorf, dem kleinen,
Mit seinen Fluthen dich zu einen;
Dann wirst du gleich auf einmal groß,
Hier bleibst du klein, — zeitlebens bloß.
Schau einmal in der Welt dich um,
Dann wirst du klug — hier bleibst du dumm.
Du hältst dich immer an der Stelle,
Indeß dein Kind, die kleine Welle
Forteillet ohne Last und Ruh
Dem raschen, muntern Bächlein zu.
Was deine Kinder thun und lernen,
Wenn sie sich jetzt von hier entfernen,
Was sich mit ihnen zugetragen,
Das weißt du nicht — ich will's dir sagen:
Wir Störche haben's oft gesehn,
Wenn wir in fremde Länder gehn,
Wie alle sich in schmalen Gängen
Mit Hast zum breiten Flusse drängen.
Sie laufen dann im Wasserbette
Mit Flusses Wellen um die Wette;
Da geht der Bach nicht mehr allein,
Und auch der Fluß wird stärker sein.
Er rauscht durch hochgespannte Brücken
Mit mächtig ausgedehntem Rücken,
Treibt Räder, Mühlen und Maschinen,
Die überall den Menschen dienen.
Er treibt im Spiel die größten Lasten,
Die Schiffe mit den schlanken Masten;
Der weiße Schaum fliegt hoch im Bogen,
Tief sinkend in empörte Wogen.
Der Fluß durchströmt die stillen Wälder,
Durchschneider Wiesen, grüne Felder.
Bald ruht am Berges Fuß sein Bette,
Bald an der schroffen Felsenkette;
Hier sind die Ufer ausgewühlt,
Dort von der Welle flach bespült,
Und glänzend wie ein Silberband
Umwindet er das weite Land.
So kommt der Fluß mit stolzen Wogen
Zum großen Meer herangezogen,
Und hat er sich mit ihm begrüßt,
Dann wird die salz'ge Fluth verfürst.
Seemuscheln, Fische, die's nicht wissen,
Die schlürsen's ein als Lecerbissen;

Es kommt nicht oft in ihren Mund
Quellwasser — das ist so gesund.
Und weiter sprach der Storch zur Quelle,
Die lauschend blieb an alter Stelle:
Wir segeln kreisend durch die Luft,
Hoch oben in des Aethers Duft;
Wir schaun der Wellen wechselnd Treiben,
Die nimmer ruhen, nirgends bleiben.
Aus ist der Kampf der Wasserwogen,
Die schaukelnd im geschwung'nen Bogen
Am Felsenufer brechend branden,
Wild schäumend sprudeln, nimmer landen;
Ein lust'ges, munt'res Kinderspiel,
Das manchen Andern schlecht gefiel.
Zieht dann der Mond auf Himmelswegen
Hell leuchtend über uns dahin,
Und streuet seinen gold'nen Segen
In dunkler Nacht auf's Wasser hin:
Dann tauchen wir wohl das Gefieder
In's Meer — und das erfrischt uns wieder. —
So sprach der Storch. — Jetzt Quelle lauf
Und halt dich hier nicht länger auf.
Hast du das Dorf — den Bach gesehn?
Dann wirst du schon noch weiter gehn.
Du Quelle bist zum Spiel nicht hier,
Zum Dienst für and're — merk' es dir.
Aus Tropfen nur besteht die Welle,
Aus kleinen Wellen — wird die Quelle;
Durch dich wird größer schon der Bach,
Und's Bächlein läuft dem Flusse nach.
Die Quelle hört's mit Lust und Grauen,
Oern sprach sie — möcht ich Alles schauen;
Wenn ich nur Macht und Kräfte hätte,
Ich bin gebannt an diese Stätte.
Vor Sehnsucht — werd' ich hier vergehn,
Bleibt mir's versagt — die Welt zu sehn.
Dies hört der Storch — er sprach kein Wort,
Und flog zum nächsten Dorfe dort.

Die Quelle murmelt jetzt und rauscht,
Sie hat Gelehrsamkeit erlauscht.
Sie wußte von der Welt genug
Und wurde nun auf einmal klug;
Doch Unmuth kam ihr in den Sinn,
Sie wollte fort — zum Flusse hin.
Nun wühlte sie im tiefen Sande,
Bespritzt die Blumen dort am Rande;

Da ward das Wasser trüb' und schlecht,
Das war der Quelle eben recht.
Sie brauste fort in Unmuthstönen,
Und all' den Blumen hier, den schönen
Ward um die kleine Quelle bang,
Die so mißmuthig sang und sprang.
Sie blickt in ihrem wilden Lauf
Nie mehr zur Mutter Gottes auf.
So hat sie Tag und Nacht gewühlt
Bis endlich sich ihr Unmuth kühlt. —
Jetzt als die Quelle ruhig war,
Da wurden auch die Wellen klar,
Und in das Wasser silberrein
Fiel jetzt — Marias Bild hinein;
Ihr frommer Blick, so mild und gut
Besänftigte der Quelle Blut.
Maria sprach: — Du mußt nicht hören
Auf Schwäger — die dich bloß bethören;
Was auch der Storch dort zu dir spricht,
Macht glücklich dich — und besser nicht.
Gott pflanzt das Glück in Jeden ein,
Selbst in das Würmchen noch so klein,
Und du lebst ja so glücklich hier,
Bist nützlich Andern — dienst auch mir;
Dein froher Sinn — die Munterkeit
Stimmt Jedermann zur Heiterkeit.
Du bist gekannt an dieser Stelle,
Geliebt als munt're Wiesenquelle;
Es ist genug erreicht auf Erden,
Gekannt zu sein — geliebt zu werden. —
Die Quelle hat jetzt Reu' empfunden,
Und aller Unmuth war verschwunden,
Sie wurde rein — blieb immer klar,
Sprang fortan noch so manches Jahr.

Doch dauernde Zufriedenheit
Wird niemals hier ins Herz gestreut,
Festhalten läßt sich keine Stunde,
Kein Vorsatz auf dem Herzensgrunde,
Zufriedenheit wird uns geraubt;
Ein Dieb kommt — wo man's oft nicht glaubt,
Und was recht lieblich uns erscheint
Ist oft der allergrößte Feind.

Ginst ist ein kleiner Fisch gekommen,
Der erste, der hierher geschwommen;
Es war die zierliche Forelle,

Sie fand den Weg zur Wiesenquelle.
Das hat die Quelle so beglückt,
Daß sie das Fischlein herzt und drückt;
Sie ist ihm um den Bart gegangen,
Küßt seine Augen, Mund und Wangen,
Und springt um ihn herum im Kreis,
Vor Freud' sich nicht zu lassen weiß.
Doch endlich hat sie ihn geneckt,
Gestossen und im Spiel erschreckt;
Fort — schwamm der Fisch im Augenblick.
Nun hüpfst die Quelle auf und nieder,
Vor Freuden — küßt das Fischlein wieder,
Der Fisch war größer — und verständig,
Er sprach — du Kind sei nicht unbändig
Mit deiner neckenden Geberde,
Jetzt höre was ich sagen werde: —
Du tändelst bloß im weichen Sande
Und spielst mit Blumen hier am Rande;
Ich will den Weg zum Bach dir zeigen,
Dort kannst du auf das Mühlrad steigen,
Und springst mit Brausen, Lärm und Schall
Hernieder wie ein Wasserfall.
Du weißt an blumigen Gestaden
Wo Menschenkinder täglich baden,
Und Bauerdirnen blond und braun
Im Wasser gern ihr Antlitz schaum.
Am Ufer stehn gekrümmte Weiden,
Die neigen sich zu dir bescheiden;
Die Bäur'in mit dem nackten Bein
Schöpft Wasser, und begießt das Lein'.
Der Hirte hat in Abendstunden
Am Bächlein oft sich eingefunden,
Er bläst so lustig die Schalmel,
Die muntre Heerde tanzt dabei.

Nun Quelle, gib mir einen Kuß,
Weil ich bald wieder scheiden muß.
Was sagst du liebe kleine Quelle?
Bleibst lieber hier an dieser Stelle? —

Die Sonne sank — und es ward Nacht,
Und als die Blumen früh erwacht,
Die alle sonst die Quelle grüßen,
Da war es leer zu ihren Füßen;
Sie wußten gar nicht was gescheh'n
Und haben starr sich angesehen.
Grashälmschen sahn's — wie sie verschwand,
Wie immer trock'ner ward der Sand,
Sie konnten sie nicht mehr erreichen
Und alle — schweigend sich verneigen.

Schilfblättchen mit den langen Bändern
Ziehn tiefer jetzt von Ufers Rändern,
Sie reichen grüßend sich die Hände
Und füllen aus — die leeren Wände;
Wo jüngst noch sprang die kleine Quelle,
Wächst heute Gras — an dieser Stelle.

Wer Gaben, die uns Segen bringen,
Vertauschen will mit andern Dingen
Und stets nach bessern sucht im Leben,
Als solche, die der Herr gegeben,
Der läßt sich seinen Kinderglauben
Gar leicht von jedem Schwäger rauben,
Und wenn wir erst im Leben schwanken,
Dann werden bald die Stützen wanken;
Von seiner Hand läßt Gott uns los,
So wie es war der Quelle Loos.

Julie Krüger.

Der junge Abenteurer.

In eines Teiches kühlem Grunde
Mit Schilf umkränzten Ufers Rand,
Da lebten Frösche eng im Bunde,
Seit Jahren war's ihr Vaterland.
Ein Leben führten sie so schön und süß
Wie ihre Ahnherrn einst im Paradies,
Die stets berühmt als muntre Sänger waren,
Und dies Talent hat sich vererbt seit Jahren

Von Alt auf Jung, von Kind auf Kindeskind,
Die noch bis heute alle Säger sind.
Das ganze Völkchen ist voll Poesie
Und jeder singt nach seiner Melodie. —
Blos ein verweg'ner Bursche kühn und munter,
Voll Reiselust, lebt' lange Zeit darunter,
Der will durchaus kein Säger sein
Und bildet sich was Bess'res ein.

Er ging des Morgens früh von Haus
 Stets Abenteuer suchend aus.
 Er stieg auf Berge, hüpfte auf Wiesengründen,
 War überall, und nirgends oft zu finden. —
 Einst kam Goldkäfer von der Reise,
 Der setzte sich zum Laubfrosch leise
 Und sprach vom schönen Blumengarten,
 Von Rosen, Nelken aller Arten,
 Vom duftenden Lavendel-Reis,
 Und von der Lilie blendend weiß,
 Von süßen Früchten und Melonen
 Die unterm grünen Laubdach wohnen.
 Komm, sprach Goldkäfer — laß uns dorthin gehn,
 Den schönen Blumengarten mußt du sehn.
 Der Frosch ist durch das Schilf geschlüpft
 Und auf der Wiese fortgehüpft,
 Steigt eilig dann in seinem Lauf
 Mit Hand und Fuß den Berg hinauf.
 Doch plötzlich tönte aus der Weißdornhecke
 Ein Warnungsruß zum Laubfrosch laut herab,
 Von oben rief die gelbgestreifte Schnecke:
 O Laubfrosch eile — schnell den Berg hinab
 Im Blumengarten blüht für dich kein Glück;
 Noch ist es Zeit — kehre um und geh zurück. —
 Der Laubfrosch hört's mit an, und schweigt,
 Er mißt den Gipfel, steigt und steigt,
 Und glücklich kommt er oben an.
 Da steht der kleine Wandermann
 Und schaut verwundert aus dem Grase.
 Vor ihm lag die betret'ne Straße;
 Die hat in breiten Schlangenbogen
 Sich durch den Garten hingezogen,
 Er scheut sich drüber fort zu gehn;
 Da steht er fern die Blumen stehn.
 Nun wagt er einen kühnen Sprung
 Hinüber in die Einfassung
 Von glänzend schönem Immergrün,
 Wo all' die bunten Blumen blühen,
 Schwertlilie, Löwenmaul und Wicken
 Zum kleinen Frosch vertraulich nicken.
 Mit Spott und Lächeln eine Nelke spricht:
 Du bist ja ohne Hemdchen fortgelaufen?
 Ei! kleines Wassermännchen friert dich nicht?
 Geh', laß dir von der Mutter Höschen kaufen!
 Laut lachend riefen Eisenhut und Ros':
 Seht nur — auch ohne Strümpfe, ohne Schuh!
 Nacktfroschlein steht dort — ist ganz nackt und bloß,

Geh' fort! — du kleiner, dummer Junge du. —
 Nun ärgert sich der grüne Laubfrosch sehr,
 Er denkt — wie anders ist's in meinem Teiche,
 Ich komme doch sobald nicht wieder her;
 Er hüpfte fort und suchte das Gesträuche. —
 Jetzt ist ein Wachtelhund gekommen,
 Er hat den Laubfrosch wahrgenommen,
 Der hat sich ihm im Weg gestellt
 Und ganz gewaltig laut gebellt.
 Der Laubfrosch hüpfte kreuz und quer;
 Das Hündchen jagt ihn hin und her,
 Bis unter einer Bretterwand
 Er endlich Schutz und Rettung fand.
 Doch hier erscheint ein Feind, ein neuer:
 Die Krage — welches Ungeheuer
 Lauscht hinter dieser Wand hervor,
 Voll Raubgier, mit gespitztem Ohr.
 Der Frosch besann sich gar nicht lange,
 Ihm ward vor diesem Feinde bange,
 Er sprach: verscherzt ist all' mein Glück,
 Kam' ich doch in den Teich zurück.
 Ich will's versuchen — alsogleich,
 Springt er — und springt vom Grase weich
 Durch einen Zaun von schmalen Latten,
 O Schreck — die bunten Hühner hatten
 Inmitten ihre Residenz,
 Der Hahn macht seine Reverenz;
 Die Hühner, schwarze, braune, weiße
 Stehn alle um ihn her im Kreise,
 Entsetzlich war es anzusehn
 Dem Frosch — wie alle um ihn stehn,
 Er denkt: — in seiner Herzensqual:
 Kam' ich doch noch ein einz'ges Mal
 Aus dieser allergrößten Noth.
 Jetzt wag ich's — Leben oder Tod,
 Ein einz'ger Sprung — kann Rettung bringen.
 Die Hühner schnell zur Seite springen;
 Wie alle nach dem Laubfrosch schaum
 Entschlüpft er durch den Gartenzaun.
 Jetzt weilt er auf dem trocknen Sande,
 Und schaut sich um im fremden Lande.
 Ameisen mit und ohne Flügel
 Ziehn wandernd auf und ab den Hügel,
 Der dicht in ihrer Nähe war,
 Und der erschien ihm wunderbar
 Hoch aufgebaut von Künstlerhand,
 Doch ohne Mörtel und Verband,

Und weil's gebaut ist ohne Stein,
 Drum fällt der Hochbau oft auch ein,
 Denn rütteln darf man gar nicht viel
 An ihrem Pyramiden-Styl.
 Und unser kleiner Wandersmann
 Stieß aus Versch'n am Bauwerk an,
 Da stürzt der ganze Bau in Trümmer,
 Und Rache tönt in dem Gewimmer.
 Die Künstler — wuthentbrannt mit Speer
 Ziehn alle über'n Laubfrosch her;
 Das kleine Bölkchen, tapfer, muthig,
 Begann jetzt einen Kampf gar blutig,
 Mit spizen Klauen, scharfen Zangen
 Verwunden sie ihm Kopf und Wangen;
 In Hände, Füße, Arm und Bein
 Geh'n ihre Waffen tief hinein.
 Der arme Frosch, ganz ohne Waffen,
 War gar nicht für den Kampf erschaffen,
 Er ruft: — hätt' ich vom Freunde Krebs die
 Scheeren,

Das Panzerhemd und seine harte Haut,
 Könnt ich mich schützend meiner Feinde wehren;
 Ich bin verloren — sterbe — rief er laut.
 Was helfen mir die zierlich feinen Glieder?
 Die weichen Hände, bin so zart gebaut.
 O säng' ich doch im Teiche meine Lieder!
 O hätt' ich doch den Garten nie geschaut! —
 Schwertlilie hört den kleinen Laubfrosch klagen,
 Hier! rief sie, nimm mein Schwert und schlage
 drein,

Nimm meinen Zahn — so hört man ferner sagen
 Das Löwenmaul — beiß in die Feinde ein,
 Hier ist mein Helm — so hört man weiter
 sprechen.

Den dunkelblauen Eisenhut von Stahl,
 Jetzt wird's an Muth und Kraft dir nicht ge-
 brechen;

Er schütze dich vor aller Wunden Qual.
 Zuletzt kam Rittersporn, der tapf're Streiter,
 Der schnallt an beide Füße gold'nen Sporn,
 Und eine Blume sagt's der andern weiter;
 Da sendet noch die Rose ihren Dorn.
 So ausgerüstet nun mit Muth und Schwerte
 Kämpft jetzt der Laubfrosch wie ein junger Held;
 Die Feinde stürzten blutend auf die Erde,
 Der muth'ge Kämpfer doch den Sieg behält.

Dank! rief er aus, ihr edlen Blumen alle,
 Euch will ich preisen fortan Lebens lang;
 Vereint mit meiner Brüder Jubelschalle
 Erhöhe jetzt ein neuer Lobgesang.
 Ich bleibe nun in meinem Vaterlande,
 Geführt auf ewig ist die Wanderlust;
 Im Teiche bleib ich mit umschilftem Rande,
 Erfüllt von Dankbarkeit und Liebe ist die Brust;
 Euch schöne Blumen will ich jetzt besingen,
 In Verse kleiden euren edlen Sinn,
 Und hört ihr künftighin die Frösche singen,
 Denkt, daß ich Säng'er nur durch euch geworden bin.

Julie Krüger.

Schwalben - Peter.

Von allem Verkehr weit entfernt dehnte
 sich ein langes Dorf an einer Berghalde vor-
 bei. Oben auf dem Bergrücken erhoben sich
 mit ihrem dunkeln Grün dicht an einander ge-
 drängte Stämme von hohen Tannen und Fichten,
 in deren sich berührenden Wipfeln es gar ge-
 heimnißvoll rauschte, wenn der Wind durch
 dieselben fuhr und sie sich in der blauen Luft
 wiegten. Im Sommer war das ein herrlicher
 Aufenthalt, denn der Bergwald, der sich nach
 der Höhe hin fast endlos ausdehnte, beherbergte

eine Menge von Vögeln, die dort ihre Nester
 bauten und kleine, wunderliebliche Eilein hin-
 legten. Das geübte Auge der Dorfjugend kannte
 deren in den Astwinkeln, so wie in dem Haide-
 kraute, das farnhoch zwischen den Bäumen wuchs,
 eine Menge, aber die lieblosen Buben trugen
 nicht selten die Nestlein mit den Eiern oder den
 Jungen davon, wie sehr die Alten auch klagen
 und jammern mochten.

Unten, wo der Berg gegen das Dorf jäh
 abfiel und von Zeit zu Zeit nachrutschte, zeigte

sich ein gelber Sand, der weithin dem Wanderer in die Augen schimmerte und mit den grünen Bäumen über demselben einen grellen Gegensatz bildete. An diesem gelben Sande vorbei führte eine Fahrstraße, und unter dieser lagen die elenden Strohütten zerstreut umher, manchmal mit den niedrigen Dächern fast an die Straße anstoßend, so daß man von dieser auf die Dächer hätte steigen können. Unter all' diesen Hütten war keine einzige, die nicht ein abschreckendes Bild von Unsauberkeit und Armuth darbot. Aus Lehm und Holzstücken aufgeführt, und, wenn es hoch kam, mit etwas Kalk überstrichen, der hin und wieder abgefallen war und die gelbe Lehmfarbe durchblicken ließ, hatten sie alle etwas so Unheimliches, daß ein Fremder, dessen Fuß sich zufällig in diese Einöde verirrte, nur mit Widerstreben den Fuß hineinsetzte, um einen Trunk Wasser zu erbitten. Die niedrigen, kleinen Fenster waren an den meisten Hütten hier und da zerbrochen und die Oeffnungen mit Papier verklebt oder mit schmutzigen Lappen verstopft. Jede dieser armseligen Wohnungen hatte fest neben der Hausthüre einen kleinen Stall, in dem sich zur Nachtzeit ein Esel und eine Ziege befand; das war der ganze Viehstand, der sich indeß nur während der Nacht im Stalle befand, denn am Tage weidete die Ziege im Bruche und der Esel war auf dem Wege zur Stadt, um den gelben Sand, der dort zum Scheuern gebraucht wurde, fortzubringen.

Stellte man sich mit dem Rücken dem Berge zu, so schweifte das Auge über ein weitausgedehntes Torfbruch voller Sümpfe mit rothem stinkendem Wasser, zwischen welchen krüppelhaftes Erlengesträuch stand, das überall von Binsen, holzichem, saurem Grase und giftigem Kraut unterbrochen wurde. In diesem Bruche wateten die schmutzigen Mädchen und Knaben des Dorfes mit ihren Ziegen umher, die kaum die nothdürftige Nahrung fanden. In weiter Ferne über das Bruch hinaus erhoben sich die Wipfel eines grünen Waldes. So war die Umgebung des Dorfes, auf dem ein Fluch zu lasten schien, der es mit unerbittlicher Strenge niederhielt.

Die Bewohner dieses Dorfes standen weit

in der Runde in einem so schlechten Rufe, daß Jedermann es möglichst vermied und besonders zur Nachtzeit sich Niemand hineinwagte; denn man sagte, alle seine Bewohner seien Diebe und wenn es die Gelegenheit mit sich brächte, noch Schlimmeres, weshalb man es auch nur unter dem Namen „Nordbach“ kannte.

Am Ausgange des Nordbaches bildete der Bergrücken eine steilabfallende, himmelhohe Wand, auf deren Spitze die hohen Tannen wie kleines Strauchwerk erschienen. Die abschüssige Wand aber bestand aus jenem gelben Sande, der sich am ganzen Dorfe vorbeizog. In der Höhe befanden sich eine unzählige Menge von kleinen Löchern, in denen die Schwalben nisteten, welche in schwarzen Schaaren stets ab und zu flogen, um ihren Jungen Fliegen und Mücken zu bringen. Tiefer unten am Fuße waren von Menschenhand gegrabene Vertiefungen, aus denen der Scheuersand ausgestochen wurde. Dicht vor dieser Wand, so nahe, daß kaum Platz für einen schmalen Fahrweg übrig blieb, stand ein Häuschen, das sich in nichts von den übrigen Hütten unterschied. Vor demselben auf einer zerbrochenen Bank saß ein kleiner Knabe, ärmlich in seiner Kleidung, wie alle Kinder des Nordbaches, aber dennoch himmelweit von ihnen verschieden. Schon sein Aeußeres stach vortheilhaft von ihnen ab, denn das Gesicht leuchtete von einer seltenen und hier am wenigsten erwarteten Schönheit. Die Augen bligten von einem belebenden Feuer, wenn sie nach dem Gipfel emporschweiften und dem Fluge der Schwalben folgten; die Wangen schimmerten in frischer Röthe; ein unverdorbenes, ein kindliches frommes Herz that sich in jedem Zuge kund.

Eine häßliche Frau war in der Sandgrube beschäftigt, einen Eselkarren zu beladen. Das war Schwalben-Peters Stiefmutter; so hatte sie ihn nämlich im Spott getauft, weil er so gerne den Schwalben zusah und es nicht leiden mochte, wenn die bösen Knaben mit Steinen nach den zutraulichen Vögeln warfen. Eben war sie mit ihrer Arbeit fertig, und indem sie den Esel mit einem Stockschlage auf den Weg lenkte und hinwegfartete, wandte sie sich um und rief: Gegen Abend bin ich wieder da!

Mache, daß ich ein tüchtiges Reisbündel finde, wenn ich wiederkomme und gib mir wohl auf die Ziege acht!

Als der Esel um die Ecke bog und mit seinem Karren verschwand, erhob sich Peter von der Bank und kletterte mit der Gelenkigkeit eines Eichhörnchens an der Felswand empor; immer höher und höher steigend, schwang er sich mit festem Knabenmuth von einem hervorragenden Steine oder einem hangenden Wurzelwerk zum andern, wobei unter seinen Füßen sich beständig der Sand löste und in die Tiefe hinabrieselte. Es kam ihm bei seinem gefährlichen Wagniß wohl zu statten, daß er spinnenleicht war, denn einen schwereren als ihn hätte das lose Sandgehänge sicherlich nicht getragen. Endlich hatte er den Ort erreicht, wo die Schwalben nisteten. Wie ein Vogel an der jähen Wand hängend, sah er selber nicht viel größer, als eine Schwalbe aus.

Was wollte er aber nun da oben? Wir werden es sehen! Die Schwalben umflatterten ihn von allen Seiten und berührten seine Schultern, seinen Kopf und seine Füße. Keine zeigte jene natürliche Scheu, welche sie sonst die Annäherung von Menschen vermeiden macht, vielmehr schienen sie sich auf seine Ankunft, wie eines erwarteten Besuches zu freuen. Dicht unter einer Anhäufung von Nestern trat ein großer Stein auf dem Sande hervor, auf diesem machte er Halt und pfliff ein paar eigen thümliche Locktöne, worauf wie durch einen Zauberschlag allen Nestern die schwarzen Vögel entschlüpfen und sich auf dem Steine sammelten. Der Platz war zu enge für ihre Menge und so flatterten sie ihm auf den Schooß und bedeckten seinen ganzen Körper, mit freudigem Zwitschern die Luft erfüllend.

Guten Morgen, meine lieben Freunde! sprach Peter schmeichelnd, hie und da einen seiner Lieblinge in die Hand nehmend, oder ihm über den Rücken streichelnd. Ich bringe auch einen guten Bissen für euch und eure Jungen mit, das sicherlich recht wohl schmecken wird, denn bei den kalten Nächten sterben die Mücken alle hin und ihr findet kaum halb satt. Die armen Würmchen da in den Nischen, wo es so

dunkel und unfreundlich ist, leiden gewiß oft Hunger, und ich kann nur so wenig abspießen, weil es mir selbst kurz zugemessen wird. Bei diesen Worten zog er eine dicke Schnitte Schwarzbrod aus seiner Tasche, die er sich mit knurrendem Magen am Munde abgesspart hatte und zerrieb sie zu kleinen Krumen zwischen den Fingern, die er auf den Stein streute, wo nun ein emsiges Picken begann. Als die Krümchen alle aufgepickt waren, hoben die Thierchen die klugen Neuglein empor und sahen den Peter bittend an, der dann auch den Rest seines Brodes noch zerrieb, bis nur die harte Kruste übrig blieb. Lachend schob er sie zwischen die kleinen weißen Zähne, indem er sagte: Der Peter ist auch eine Schwalbe, für ihn sind die Krusten, welche ihr nicht beißen könnt, und die ihm rothe Wangen machen. Bald war er mit seiner Mahlzeit zu Ende, viele von den Schwalben aber verharreten noch auf seinem Schooße.

Hm, Hm! sprach er, ich sehe wohl, ihr schenkt mir nichts, ihr wollt auch noch einen Braten für die Jungen haben. Nun, da ist der Braten auch. Lachend zog er eine Düte aus der Tasche und schüttete ihren Inhalt auf den Stein aus, lauter Mücken, die er beim Ziegenhüten zu fangen pflegte. Gierig pickten die Schwalben sie auf und flogen mit beladenem Schnabel ihren Nestern zu, wo sie mit Peter's Braten ihre Jungen ägten.

Das letzte Mückchen war hinweggetragen, die Schwalben verschwunden, als Peter sich auf dem Steine erhob. Mit freudigem Herzen und leuchtenden Blickes schweifte sein Auge von der Höhe hinab über die Obstbäume unten im Thale, welche in voller Blüthenpracht standen und ihre geschmückten Nester in die warme Mailuft hinaufstreckten. Wer nur Flügel hätte, sprach er zu sich selber, um da hinab zu fliegen, wie die kleinen braunen Bienen zwischen den Blüthenkelchen umherzuschwärmen und bis in den fernen Wald dort hinter den garstigen Brüchen zu fliegen. Plötzlich hielt er inne und, in Gedanken versunken, schien er eine Weile über etwas nachzudenken. Ob dort wohl auch so schöne Heideblumen, Pilze und Ginstersblüthen wachsen, wie hier oben? Ob wohl

auch dort Vogelnester sind und Schwalben? Noch einen verlangenden Blick warf er nach dem Walde hinüber, dann kletterte er weiter empor, bis er die Spitze erreichte, wo er zwischen den Bäumen verschwand, bald aber in der Krone der höchsten Tanne erschien und von hier aus wieder in's Thal hinabschaute. Einige zerlumpte Buben, welche jetzt lärmend vorüberkamen, gewahrten ihn; mit den Fingern auf ihn zeigend schrien sie in größtem Durcheinander: Seht da den Schwalbenpeter! Das verscheuchte ihn aus seiner lustigen Höhe, er kletterte hinab und kam bald den Bergabhang hinuntergesprungen, um mit der Ziege in das Bruch zu gehen.

Bald sah man ihn aus dem kleinen Stalle kommen, der wie ein Schwalbennest an das Haus angeklebt war, die Ziege an einem Seilchen führend. Der Knabe und das Thier bildeten in ihrer Stimmung einen vollkommenen Gegensatz, denn während die Ziege in posselichen Sprüngen bald rechts, bald links vom Wege abwich und die heiterste Laune kund gab, ließ Peter den Kopf hängen, denn er ging gar ungern in das unfreundliche Bruch und dazu hatte er mehr als einen Grund. Für's erste gab es dort gar nichts, was das Herz erfreute, im Gegentheil bot alles einen so trostlosen Anblick, daß man wehmüthige Gedanken bekam, sobald man den Fuß hineinsetzte, und für's zweite waren hier all die schlimmen Buben und Mädchen, die eine rohe Freude daran hatten, ihn zu hänseln. Es war dieser Gang jedesmal ein recht saurer Apfel für ihn, in den er aber doch auch heute beißen mußte.

In dem Bestreben, sich möglichst weit von seinen kleinen Feinden entfernt zu halten, gerieth er heute an eine sehr morastige Stelle, wo die gelbliche Torfbrühe ihm mit jedem Schritte über die nackten Füße zusammenschlug. Einige holzige Binsen und dickes Schilf, so wie die dornigten Blätter der hier und da auf einem erhöhten Punkte am Boden kriechenden Brombeerstraude waren eben auch kein einladendes Mahl für die Ziege, die sich denn auch bald auf das Schilf hinstreckte und ziemlich wehmüthig zu ihren Kameraden hinüberschaute, die besser be-

dient zu sein schienen. Peter, mit dem Leitseile in der Hand, war in Gedanken versunken, die sich abwechselnd auf seine Schwalben und auf den jenseitigen Wald bezogen. Endlich wurde er durch das Meckern der Ziege aufgeweckt, die ihn daran mahnte, daß ihr Magen noch ungefüllt sei. Da er sich nicht entschließen konnte, seinen Weideplatz zwischen der Dorfsjugend zu suchen, so sprang er auf, schlenderte mit der Ziege von dem Bruche hinweg und ließ sie an den Wegerändern vorbeiwaiden, der dem Walde zuführte.

Auf seine Umgebung anfangs wenig achtend, zog er weiter, indem er seine Träumereien fortsetzte. Aber auch diesmal war es wieder seine Ziege, die ihn aufweckte. Achlos hatte er nemlich das Seil, woran sie befestigt war, aus den Fingern gleiten lassen, und kaum fühlte das Thier sich frei, so machte es von dieser Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch, indem es in lustigen Sätzen hinwegteilte und zuweilen, um seinen Hüter zu necken, stehen blieb und einen Lustsprung machte; dann aber die verlorne Zeit durch schnelleres Springen wieder doppelt einzubringen suchte.

Peter rannte in Angst und Noth hinter ihr her, soviel es sein Athem erlaubte, ihr mit den zartesten Schmeichelnamen zuzurufen. Aber die Ziege kehrte sich nicht im Geringsten daran, und so kam es denn, daß er sie bald nur noch wie einen hüpfenden Punkt in der Ferne sah, dem zu folgen seine Kräfte nicht mehr erlaubten. Erschöpft sank er auf einen Stein und brach in Thränen aus, denn was sollte daraus werden, wenn die Mutter aus der Stadt zurückkehrte und die Ziege war nicht mehr da?

Nach und nach hörte er zwar auf zu schluchzen, aber sein Herz war so leidmüthig, daß er zu sterben wünschte. Als er ruhiger geworden war, ging er in Gedanken sein Leben durch, um zu erforschen, womit er es wohl verdient habe, daß der liebe Gott ihn so hart strafe. Seine Seele lag zwar rein und fleckenlos vor ihm und leuchtete wie ein Spiegel, den auch der geringste Hauch nicht getrübt hatte, aber er war doch geneigt anzunehmen, daß die Leute wirklich Recht hätten, wenn sie ihm seine

Liebe zu den Schwalben vorwarfen. Hätte er nicht besser gethan, die Zeit, welche er auf seine Lieblinge verwendete, mit nützlicher Thätigkeit auszufüllen, um seiner Mutter mehr Freude zu machen? In wenigen Minuten hatte er sich eingeredet, daß er sich in der That sehr zu bessern und seine Lieblingsneigung aufzugeben habe, wenn er in den Augen Gottes nicht noch strafwürdiger werden sollte. So richtete er denn ein inbrünstiges Gebet zum Vater im Himmel und gelobte Besserung, versprach auch, die Schwalben zu vergessen, wenn er seine Ziege wieder bekommen würde.

Als er so mit sich im Reinen war, fühlte er sich außerordentlich erleichtert und es verbreitete sich über seine Seele die ruhige Zuversicht, daß er sich glücklich aus seiner Noth herauswinden werde. Ruhig stand er auf und wandelte vorwärts in der Richtung, welche er seine Schutzbefohlene hatte nehmen sehen; seine Ruhe verließ ihn auch dann nicht, als er plötzlich bemerkte, daß er vom Wege abgekommen war und durch pfadloses Wiesen gras wanderte. Gott führt Alles zum Besten! sprach er zu sich selber und pfiß ein Liedchen zwischen den Zähnen.

Bald gelangte er an einen Wald von Erlsbäumen, die ihre Zweige mit den saftig grünen Blättern ihm wie grüßend entgegenstreckten. Er blieb wie gebannt stehen und schaute mit einem wahren Entzücken in das Grün hinein, das ihm schöner deuchte als die volle Blütenpracht der Obstbäume in seinem Dorfe. Ein leiser Windhauch fuhr durch das Gesträuch und bewegte die schlanken Zweige, was ihm vorkam, als schwebte eine unsichtbare freundliche Engelsegestalt von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt, heimliches Zwiegespräch haltend mit den frisch grünen Pflanzen und den neu aufquellenden Knospen.

Noch war er im Schauen versunken, als er dicht vor sich einen breiten Weg wahrte, mit schimmerndem Sande bestreut, der in den Wald hineinführte. Mit einem Sprunge war er darauf. Kein Menschenfuß hatte den feinen Sand berührt, denn nirgends ein Eindruck, eine Spur eines Fußes. Das Alles kam ihm so seltsam vor, daß er unwillkürlich den Blick

zurückwandte, um sich zu vergewissern, daß er wirklich in der Nähe seines Dorfes und nicht in einem Feengarten verweile. Aber in weiter Ferne lag ja wirklich sein Dorf und auch der Bergeshang, woran seine Schwalben nisteten.

Je weiter er kam, desto höher wurden die Erlen, desto lieblicher wehte es ihn aus ihrem Grün an. Zu beiden Seiten der Straße zog sich wie ein silbernes Band durchsichtiges Wasser vorbei, das himmelweit verschieden war von der gelben Torfbrühe im Bruch. Jenes gelbe Wasser klebte ihm noch bis über die Knöchel an den Füßen und er hätte es gar zu gerne in dem klaren Bächlein davon abgewaschen, aber das schöne Wasser mit dem Schmutze seiner Füße zu verunreinigen, das kam ihm wie eine Sünde vor. Lieber wollte er das unangenehme Gefühl noch lange ertragen. Es muß lieblich schmecken, dachte er, dennoch aber tauchte er seine Hand nicht hinein, weil ihm der Wald gar so heilig vorkam und er wähnte, daß Alles, was ihn umgebe, viel zu gut für ihn sei. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schaute in den Wasserspiegel, aus dem sich kerzengerade grüne Schachtelhalme emporhoben und ihr junges Grün darin abspiegelten. Das waren aber auch keine gewöhnliche Schachtelhalme, wie man sie hier und da in den Wiesen sieht, sondern sie leuchteten ordentlich und Peter sagte: Sie sind wie die Kerzen auf dem Altare in der Stadtkirche, in der ich einmal gewesen bin.

Er aber sollte des Schönen und Lieblichen noch mehr sehen: da er weiter kam, wurden aus den Schachtelhalmen hellrothe, blätterlose Blumen, die sich mit ihren geöffneten Kelchen auf dem Wasser leise wiegten. Statt der Erlen erhoben sich zu beiden Seiten der Straße gewaltig hohe Bäume, in deren Kronen die herrlichsten Blumen blühten, wie man sie sonst nur in Treibhäusern zu sehen gewohnt ist, die aber Peter freilich auch noch nie gesehen hatte. Zwischen den dicken Stämmen stand zierliches Strauchwerk vom dunkelsten bis zum hellsten Grün. Rechts und links führten rasenbewachsene Brücken über das Wasser und von diesen aus schlängelten sich sandbestreute Wege durch das Buschwerk, hier in eine Laube mündend, dort

auf einen Hügel führend, und wieder an einer andern Stelle zu einem kleinen Tempelchen, das rings umher mit mächtigen Aloen besetzt war und durch dessen niedrige Fenster man in das Innere sah, wo prächtiges Bildwerk an den Wänden hing und auf dem marmornen Fußboden allerhand kostbares Geräth zu sehen war.

Der Knabe war wie bezaubert, er vergaß sein Dorf, seine Ziege, sich selbst. Im ewigen Anschauen neuer Gegenstände vergingen ihm die Stunden wie Minuten und es keimte der Wunsch in seinem Herzen, für immer hier bleiben zu dürfen. Lange war er umhergewandert, als er an einen runden Platz kam, auf dem eine Gruppe von Marmorfiguren, wie im Tanze schwebend, aufgestellt waren. Peter dachte nicht anders, als es seien die vornehmen Damen, denen der schöne Park gehöre, und demüthig nahm er sein Mützchen ab, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Da aber keine seinen Gruß erwiderte, und sie regungslos ihre Stellung beibehielten, so schaute er verwundert hinüber, was sie wohl beginnen würden, hatte sogar nach einiger Zeit den Muth, näher zu treten, wo er denn seinen Irrthum gewahrte; aber es doch kaum für möglich hielt, daß sie wirklich von Stein sein sollten. Hatte er nicht einmal von der Frau Lot erzählt hören, die in eine Salzsäule verwandelt worden war? Konnten diese nicht solche verwandelte Frauen sein? Scheu prüfend trat er in den Kreis. Da plötzlich sprangen aus den erhobenen Fingerspitzen helle Strahlen wohlriechenden Wassers, die plätschernd auf ihn herniederregneten und ihn mit einem dufenden Bade übergossen. Erschrocken sprang er auf die Seite und floh nach einem schnellen Seitenblicke in entgegengesetzter Richtung hinweg.

Plötzlich gewahrte er im Sande die Fußstapfen seiner Ziege und eilte diesen nach, um die Verlorene wiederzufinden. Kreuz und quer folgte er denselben durch den Park und gelangte endlich zu einem großen Platze, der rings von prachtvollen Gebäuden umgeben war. In diesem Raume waren im Kreise eiserne Säulen auf-gepflanzt, deren hinabgebogene Spitzen sich in Adler schnäbel endigten, welche große messingene Vogelbauer hielten, in denen Papageien,

Paradiesvögel und hundert andere buntfarbige Vögel umhersprangen, welche Peter in seinem Leben nicht gesehen hatte. Die Gebäude aber, welche den Raum umgaben, waren gar herrlich neugebaute Ställe, aus denen Rehe, Hirsche und andere Thiere herbeisprangen und sich an Peter rieben oder ihm freundlich in die Augen schauten. Anfangs hatte er wohl etwas Furcht, aber diese schwand auch nach und nach, und nun streichelte er die Thiere und liebte sie wie alte Freunde. Jetzt kam auch die Ziege aus einem der Ställe dahergesprungen und Peter konnte wohl sehen, daß sie ein gutes Mahl gehalten hatte. Er hätte vielleicht noch lange dort gestanden, wenn sie ihn nicht zur Heimkehr gemahnt hätte, denn sie hob die Füße an ihm hinauf, wie sie es jeden Tag that, wenn es Zeit zur Heimkehr war. Fast mit betäubtem Herzen schlug er den Rückweg ein, denn in seinem ganzen Leben hatte er nicht einen so frohen Tag gehabt, und nun mußte er wieder in seine schmutzige Hütte zurück.

Gelt, Zicklein, sprach er zu dem Thiere, das er jetzt wieder an dem Seilschen führte, gelt, im Bruch ist es nicht halb so schön, als hier in diesem Paradiese! Nicht wahr, du hast lange kein so schönes Frühstück und Mittagsbrod gehabt, als heute? Hm, ich verstehe dich wohl, gutes Thier, du hast eben keine große Eile, in deinen Stall zurückzukehren, wo es dir auf der harten Streu nicht allzuwohl wird und wo dich manchmal der heimtückische Esel mit seinen Hufen schlägt. Kann aber alles nicht helfen, wir müssen wieder zum Nordbach, denn steh, erstens würde es nicht recht sein, ohne Erlaubniß von Hause wegzubleiben, und zweitens können wir auch gar nicht wissen, ob man uns hier lange dulden würde, denn wir beide sind doch im Grunde etwas zu schäbig, um hier gerne gesehen zu werden. Die Ziege meckerte, als ob sie seine Worte verstände und eine zustimmende Antwort geben wollte. Peter aber fühlte starken Hunger, denn die Sonne ging bald zur Reize und er hatte zuletzt am Morgen mit den Schwalben gespeist. Suchend warf er seine Augen umher, ob nicht irgend etwas Eßbares zu finden sei. Sieh da, jenseits des

Wassers dicht vor seiner Nase breitete sich ein Gebüsch aus, zwischen dessen Gesträuch die herrlichsten Wald- und Erdbeeren schimmerten.

Wie ist mir denn, sagte er zu sich selbst, indem er sich den Zweifel aus den Augen wischte, es ist doch noch nicht die Jahreszeit für diese Beeren und hier stehn sie überreich in dichter Menge. Mit einem Sprunge war er über die bunte Brücke und zwischen den süßen Früchten. Schon streckte er die Hand aus, um davon zu pflücken, als er sie plötzlich wieder sinken ließ und mit traurigem Gesichte sprach: Ja, daran habe ich nicht gleich gedacht, die Erdbeeren gehören nicht mir! Und doch bin ich so hungrig und mir deucht, daß es keine bessern auf der ganzen Welt giebt, als diese da. Doch komm, Zicklein, unrecht Gut gebeißt nicht, vielmehr würde ich noch hungrier werden, anstatt mich zu sättigen, und dann, was noch weit schlimmer wäre, hätte ich meine Hände mit fremdem Gute besudelt.

Er erhob sich von den Knien, auf die er sich schon zum Pflücken niedergelassen hatte, und wollte hinweg springen, als plötzlich über ihm eine Stimme ertönte: Ist nur! Verwundert blickte er empor; es war der erste menschliche Ton, den er in dem schönen Walde vernommen hatte. Sein Auge glitt von einem Baumwipfel zum andern, aber er gewährte nur Zweige und Blätter. Kein Mensch zu sehen, sprach er, nun so habe ich es wohl selbst gesagt, ohne es zu wissen. Aber er hatte es nicht selbst gesagt, denn deutlich klang jetzt dieselbe Stimme dicht neben ihm: Ist nur und nimm auch Holz mit, ich werde dir so viel hinabwerfen, als du tragen kannst! Wie ein Sichhörnchen fuhr er herum und lugte um sich, aber eben so erfolglos, wie vorher.

Doch wurde ihm so viel klar, daß er die Erlaubniß hatte, seinen Hunger zu stillen und da dieses mit seinen eigenen Wünschen auf das Genaueste übereinstimmte, so warf er sich sogleich zwischen die Beeren und führte sie zum Munde. Ha, wie das schmeckte! Ein würziger Hauch durchströmte seinen ganzen Körper, ein Gefühl unbeschreiblicher Wonne durchzuckte ihn bis in die Fingerspitzen. Es war ihm, als

erwache er aus einem Zustande von Dumpfheit und Betäubung, als hätten sich plötzlich alle seine Sinne aus einer drückenden Umhüllung herausgeschält, als fange er erst jetzt an, frei zu schmecken, zu riechen, zu fühlen, zu empfinden. Und je mehr er von diesen Beeren aß, desto klarer wurden seine Augen, desto wärmer schlugen sein Herz und seine Pulse. Als er gesättigt war, knackte es über ihm in den Zweigen, armdicke Aeste stürzten herab, schönes dürres Holz, wie es nie auf dem Herde seiner Stiefmutter gebrannt hatte. Fort und fort knackte es da oben und immer neue Aeste stürzten zu seinen Füßen nieder, bis es endlich eine Traglast war, schwer genug für den stärksten Mann. Schade, sprach er, daß ich nicht alles fortschleppen kann, es reicht sicherlich für zwei Tage. Er prüfte, wie viel er wohl schleppen könne und hob ein Stück nach dem andern. Das Holz kam ihm wunderbar leicht vor, und er band den ganzen Haufen mit Weidenruthen zusammen. Richtig, er konnte es auf die Schultern schwingen und ohne Anstrengung forttragen. Nun ging es lustig vorwärts. Bald aber wurde es plötzlich dunkel, so daß er keine Hand vor den Augen sehen und nur an dem Knistern des Sandes vernehmen konnte, daß er sich noch auf der Straße befand, doch schwand auch diese unter seinen Füßen und in wenigen Minuten stand er rathlos im Felde, denn daß er den Wald hinter sich hatte, konnte er an dem entfernten Rauschen der Bäume vernehmen. Licht schimmerte auch nicht von dem Mordbache herüber und so tappte er denn im Dunkeln auf's Geradwohl vorwärts, sich auf Gottes Hülfe verlassend, die heute so wunderbar mit ihm gewesen war. Und diese verließ ihn auch in der That nicht, denn schon nach wenigen Minuten, da er sich noch weit entfernt von Hause wähnte, stand er plötzlich vor der Hausthüre.

Die Stiefmutter war seines langen Ausbleibens wegen durchaus nicht freundlich gestimmt. Schon stemmte sie die Arme in die Seite, um ihn mit der herkömmlichen Fluth von Schimpfwörtern zu empfangen, als sie beim Anblick der schweren Bürde schönen Holzes andere Saiten aufzog und in ihrem scharfen

aber doch freundlichsten Tone, über den sie zu verfügen hatte, sagte: Ei, ei, Schwalbenpeterchen, da hast du zum Donnerwetter deine Sache nicht schlecht gemacht. Aber zum Teufel, wo hast du das herrliche Holz hergenommen? Tannen sind's nicht, sonst würde ich denken, du hättest mit dem Förster da oben im Berge getheilt. Hi, hi! Nein, wahrhaftig, es sind keine Tannen und anderes Holz giebt's ja nicht weit und breit, du müßtest dann den Weg zum „Erlenpark“ gefunden haben, den andere Christenmenschen aber schon seit 50 Jahren nicht mehr finden können. Und die Ziege ist ja wahrhaftig kugelrund! Nun, das hat sie auch im Bruch nicht gefunden zwischen dem Schilf und den Binsen. Ich bin zum Kukuk aber wahrhaftig begierig, welchen neuen Welttheil du entdeckt hast. Sprich, Junge!

Peter, trotz aller schlechten Beispiele gewöhnt, die Wahrheit zu sagen, was er heute um so lieber that, als ihm das Herz auf der Zunge schwebte und die schönen Bilder des Waldes ihn noch immer umgaukelten, erzählte nun seine Abenteuer von Anfange bis zu Ende.

Als er seine Erzählung schloß, sprang die Stiefmutter von ihrem Fußschemel empor und sagte mit gedämpfter Stimme: Ich will ein Gaudieb sein, wenn du nicht im „Erlenparke“ gewesen bist! Aber nun paß wohl auf, was ich dir sage: Hüte deine Zunge, daß kein Mensch etwas von deiner Entdeckung erfährt, sonst — hier machte sie eine Handbewegung, welche dem guten Peter nur allzuverständlich war, denn die böse Stiefmutter fand fast täglich einen Grund, ihn die Schwere ihres Armes fühlen zu lassen. Kannst du aber deine Zunge im Zaum halten, fuhr sie fort, so sind wir gemachte Leute, denn du mußt wissen, daß der „Erlenpark“ ungeheure Schätze enthält, groß genug, um ein Königreich damit zu kaufen.

Peter hätte nun gar zu gerne die nähern Umstände erfahren, wie es sich mit diesem „Erlenparke“ verhalte, darum drang er in die Stiefmutter, ihm dieselben zu erzählen.

Hm, sagte sie, das ist eine schmackliche Geschichte, die dich eigentlich nichts angeht,

aber da du die Spur wieder aufgefunden hast, so magst du sie hören:

Früher ging der „Erlenpark“ bis an die Häuser unseres Dorfes. Ein reicher Graf hatte sein Schloß darin. Viele Leute sagen aber auch, es sei kein Graf gewesen, sondern ein gewaltiger Zauberer, der aus Kieselsteinen Goldstücke machen konnte und aus Hechsel Soldaten mit Kanonen und vorgespannten Pferden. Man will ihn oft mit vier Schimmeln durch's Dorf haben kutschiren sehen; die Räder seines Wagens waren mit silbernen Bänden beschlagen und mit goldenen Nägeln befestigt. Der Staub, welcher hinter den Rädern aufwirbelte, verwandelte sich in Goldkörner und die Kinder und die Alten liefen hinter seiner Kutsche her und sammelten die Körner, so daß alle Dorfbewohner reich wurden und bald selbst mit Pferd und Wagen zur Stadt und auf die Kirchmessen fuhren. Nun geschah es eines Tages, daß der Graf oder der Zauberer aus seinem Wagen fiel und einen Arm brach. Die Leute liefen zwar herbei, aber Niemand half ihm auf, denn sie beneideten ihn wegen seines Reichthums und gönnten ihm den Tod, weil sie gedachten, dann sein Schloß zu plündern und seine Schätze zu rauben. Einer trat sogar zu ihm heran, stieß ihn mit dem Fuße und sprach: Du bist ja ein Zauberer, so zaubere denn deinen Arm wieder zusammen! Er flehte und bat, aber Niemand half ihm, und daran thaten die Leute ganz wohl, denn es ist nicht recht, daß der Eine Alles hat und der Andere Nichts.

O Mutter, unterbrach sie hier Peter, ich hätte dem Zauberer geholfen, denn es muß ja sehr wehe thun, wenn man einen Arm oder ein Bein bricht.

Freilich thut das wehe, entgegnete sie, aber warum brauchte er den Reichthum allein zu haben?

Peter konnte sich damit nicht zufrieden geben und wagte zu antworten: Sieh, Mutter, du willst, ich soll die Entdeckung des „Erlenparkes“ geheim halten, damit wir alle die Schätze allein bekommen. Wenn du nun all die Reichthümer hast und aus dem Wagen fällst, sollen dich die Leute dann auch liegen lassen?

Das ist etwas Anderes, dummer Schwalbenpeter, entgegnete sie. Aber, setzte sie freundlicher hinzu, höre nun, wie es weiter ging: Am andern Morgen, als die Leute aufstanden und dachten, daß sie den Zauberer todt am Wege gefunden hätten, da war zur allgemeinen Verwunderung der Zauberer sammt der Kutsche verschwunden; auf der Stelle aber, wo er gelegen, sprang eine rothe Torflache aus der Erde und floß über die Straße in den Wald. Da wurden die Leute grimmig, daß er mit dem Leben davongekommen war. Viele sagten freilich auch, er sei über Nacht vom Teufel geholt worden und es sei recht und billig, daß man hinausziehe und sein Schloß plündere. Das war ein Vorschlag, der Allen gefiel. Mit Hacken, Aexten, Schaufeln bewaffnet zogen sie hinweg, unter großem Gebrülle sich dem „Erlenparke“ zuwälzend. Ich war damals noch ein kleines Mädchen, das sich vor den wilden Männern fürchtete, sonst wäre ich auch mitgegangen, wie andere Frauen und Mädchen, die ihre Schürzen voll Steine gerafft hatten, und kreischend hinter den Männern herliefen.

Peter zuckte es in den Mundwinkeln, aber er sagte nichts, weil er das Ende der Geschichte nicht gern verlieren wollte, was nur allzu wahrscheinlich war, wenn er die jähzornige Stiefmutter reizte.

Sie fuhr fort: Als die Dorfbewohner das Schloß erreicht hatten, drangen sie sofort durch das Thor in den innern Schloßhof. Der Zauberer erschien mit verbundenem Arm auf dem Balkon und sprach: Liebe Leute, euer Beginnen ist böse, darum kehret um und ladet nicht Unglück und Verderben auf euch und eure Kinder. Aber sie wollten nicht seine Worte, sondern seine Schätze; indem sie laut heulten, daß die Schloßwände erdröhnten und die Weiber kreischten, daß man es hier im Dorfe hören konnte, fauste aus der Menge eine scharfe Art empor, dem Zauberer dicht am Kopfe vorbei. Das war ein Zeichen zum Angriff. Sofort flogen, wie ein dichter Hagel, Hacken und Beile empor. Der Zauberer blieb ruhig stehen, ohne nur einen Zoll zu weichen und doch traf ihn kein einziger Wurf, kein einziger Stein. Da stürm-

ten sie in's Schloß und die Marmortreppen hinauf, um ihn vom Balkon hinabzustürzen. Schon faßten sie ihn beim Gewande und zerrten ihn empor, da entglitt er ihren Händen und war verschwunden. Von unten herauf stürmte die Schaar der Bluthunde, deren es eine große Zahl im Schlosse gab. Wer ihnen in die Zähne fiel, wurde zerrissen. Viele zerfetzte Leichen lagen auf dem Balkon, auf der Schloßterrasse und im Wasser des Wallgrabens, nur Wenige entgingen dem Tode durch die Flucht. Von den Frauen und Mädchen sah keines das Dorf wieder.

Am Tage nach diesem Blutbade war derjenige Theil des Waldes, welcher das Dorf berührte, in ein sinkendes Bruch verwandelt und die stattlichen Häuser des Dorfes in elende Hütten, wie sie jetzt noch da stehen. Hier unsere Hütte war ehemals ein prächtiges Gebäude, fast einem Schlosse ähnlich, und jetzt ist sie um kein Haar besser, als die andern Baracken. He, Schwalbenpeter, habe ich nun nicht Recht, wenn ich mir wiederholen will, was der boshafte Zauberer mir einst genommen? Ich denke, daß ich etwas klüger bin, als mein Peter und mein Esel. Doch höre nun den Schluß: Der Theil des Erlenparkes, der nicht in Bruch verwandelt worden, behielt seine Schönheit und man kann vom Dorfe aus die Bäume sehen, aber seit 50 Jahren bist du der erste, welcher einen Zugang gefunden. Hunderte sind hinausgegangen, um ihn zu betreten, aber je näher sie kamen, desto mehr verschwanden die Bäume, desto weiter dehnte sich das Bruch mit seinen Torfsümpfen aus. Kein Mensch ist hineingelangt. — Die Geschichte ist aus, denn daß die Leute immer ärmer wurden und sich in ihrer Noth manchmal an den Reisenden vergreifen mußten, um nur das Nothwendigste sich verschaffen zu können, bis das Dorf zuletzt den Namen Mordbach bekam, gehört nicht hierher.

Geh' nun zu Bette und halte dich morgen früh zeitig bereit, daß wir hinausgehen, ehe die Leute auf sind und nachschleichen.

Unter allerlei romantischen Gedanken schlief Peter endlich ein, im Traume seine heutigen Erlebnisse fortspinnend. Noch lag er im tiefsten

Schlafte, als am andern Morgen seine Stiefmutter in den Stall kam, um ihn aufzuwecken. Sie schob dem Peter eine Kruste Schwarzbrot in die Tasche, nahm den Esel und trabte voraus, indeß Peter mit der Ziege folgte.

Was willst du mit dem Esel, Mutter? fragte er.

Was ich damit will, er soll heute keinen Sand, sondern Goldkörner tragen! Rasch also, daß wir zum Ziele gelangen. Peter hatte sich gestern den Eingang zum Erlenparke an einem Gestrüpp gemerkt, das dem Bruch entsproßte. Hier bin ich hineingegangen, sagte er, als sie diese Stelle erreichten, aber es ist doch wunderbar, daß ich jetzt nicht die Spur mehr von dem „Erlenparke“ gewahre, in dem ich doch gestern noch mit so großem Vergnügen umhergewandelt bin! Je weiter sie gingen, desto trostloser wurde das Bruch und so weit das Auge reichte, war kein Baum zu sehen. Da stieg der Zorn in der Stiefmutter empor und indem sie sich endlich umwandte, fiel ihr Stock abwechselnd auf Peter und auf den Esel, auf erstern, weil sie glaubte, er habe ihr einen Bären aufgebunden, auf den letztern, weil er heute kein Geld verdiente, wo sie sich doch eine so reiche Erndte versprochen hatte.

Nichtsnutziger Schwalbenpeter, freischte sie, du hältst deine eigne Mutter zum Besten, das ist eine Kapitalschuld, die ich dir zu Hause mit Zinsen heimzahlen werde.

Die Stockschläge thaten dem armen Jungen recht wehe auf dem magern Rücken, aber noch mehr schmerzte ihn der grundlose Vorwurf seiner Mutter und ihr Glaube, daß er so schlechter That fähig sei. In der Hütte angekommen ging sein Leiden aber erst recht los: Nachdem der Esel in den Stall gesperrt war, kam sie mit einer geschmeidigen Ruthe zurück und schlug so unbarmherzig auf ihn los, daß dicke Striemen seinen Rücken überzogen und er in Schmerz und Pein sich wie ein Wurm krümmte. Bei jedem Schläge, den sie auf ihn führte, stieß sie einen häßlichen Fluch aus und am Schlusse verschwor sie sich hoch und theuer, der nichtsnutzige Hungerleider solle keine Minute länger in ihrem Hause bleiben und möch-

ten ihn über Nacht auch die Bären auffressen. Peter rutschte auf den Knien zu ihr heran und betheuerte unter Schluchzen und Jammern, daß er die Wahrheit gesagt habe. Sie aber schüttelte ihn von sich und da er auf's Neue einen Versuch machte, sich ihr zu nahen, so saßte sie ihn beim Kragen und schleuderte ihn vor die Thüre, welche sie dann in's Schloß warf und unter beständigem Fluchen die Hütte durchwetterte.

Peter legte sich mit zerschlagenem Körper und blutendem Herzen auf die Bank vor dem Hause, des Augenblickes harrend, wo sie die Thüre öffnen und ihn wieder aufnehmen werde. Wie lange er aber auch warten mochte, die Thüre öffnete sich nicht. Das Licht in der Hütte erlosch, dicke Finsterniß und Ruhe umgab ihn, letztere nur durch den Wind unterbrochen, der in den Tannen spielte. Da begann Peter zu fürchten, daß es diesmal mit der Drohung ernst sei und er hinausgestoßen werden sollte in die weite, fremde Welt. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen. Zwar blühten in der Hütte seiner Stiefmutter keine Rosen für ihn und Mordbach nebst dem Dorfbruche bot eben auch keinen großen Reiz; aber hinweggestoßen werden in eine ganz unbekannte Welt, damit hielten seine bisherigen Leiden doch keinen Vergleich aus. An die Räumlichkeiten der Hütte war er gewöhnt, ihr gegenüber nisteten seine lieben Schwalben, oben standen die schönen Tannen und Fichten! Ach, selbst die häßlichen Buben und Mädchen des Dorfes, die ihn doch so oft neckten und zankten, kamen ihm jetzt nicht halb so abschreckend vor. Die Angst in seinem Herzen stieg immer höher, als sich im Walde ein dumpfes Geheul vernehmen ließ und er fürchtete, daß in der That Bären und Wölfe ihn auffressen möchten. Da konnte er es nicht länger aushalten; er klopfte leise mit den Fingerspitzen auf das kleine Fenster, und da hierauf sich in der Hütte nichts regte, so klopfte er immer lauter und rief: Mutter, Mutter! Die Wölfe wollen mich fressen! O mache auf und laß mich in die Kammer! Ich will dir auch nie mehr Verdruß machen! Noch blieb es stille, da er aber sein Schluchzen und Wimmern fortsetzte, so öffnete sich das

Fenster und die Stiefmutter stand ihm mit einem glühenden Feuerbrande gegenüber. Ist die Teufelsbrut noch da? schrie sie wüthend. Wart, Satanskind, bei lebendigem Leibe will ich dich braten! Mit diesen Worten sprang sie zum Fenster hinaus und drang auf Peter mit dem Feuerbrande ein, so daß er bald Wunden im Gesichte und an den Händen hatte. Peter fürchtete den Feuerbrand nicht weniger als die Bären und Wölfe; darum drehte er seiner Verfolgerin den Rücken und floh hinweg, von der Stiefmutter mit dem Feuerbrande durch das Bruch verfolgt, dessen Sumpfwasser ihm von Zeit zu Zeit über dem Kopfe zusammen schlug. Müde, bis zur Erschöpfung, brach er endlich zusammen und indem er zwischen den Binsen liegen blieb, harrete er, in den Feuertod ergeben, des fürchterlichen Augenblicks, wo sie ihm mit dem Brande die Augen ausbrennen würde. Da sie aber nicht kam, erhob er den Kopf ein wenig und gewahrte nun zu seiner Freude, daß er allein und von der Stiefmutter nicht mehr verfolgt war. Von einem tiefen Dankgeföhle durchdrungen erhob er sich auf die Knie und betete aus tiefster Brust ein Dankgebet für die Rettung aus der Todesgefahr. Nachdem er eine Viertelstunde der Ruhe genossen hatte und wieder zu Kräften gekommen war, suchte er dem verhassten Bruche zu entrinnen, gleichgültig gegen die Richtung, die er einschlug.

Nicht lange war er gewandert, als er sich plötzlich von strahlendem Licht umgeben sah. Bewundert blickte er um sich her und gewahrte im Schimmer des Lichtes, daß er sich im „Erlenparke“ befand. Die Schachtelhalme, von denen er gestern gesagt hatte, daß sie wie Kerzen auf dem Altare seien, leuchteten nun in der That über dem Wasser und übergossen die Gebüsche mit einem zauberhaften Schimmer; das Wasser selbst, in dem sie standen, schien eine brennende Flüssigkeit. Von Entfernung zu Entfernung standen auf beiden Seiten hohe Kandelaber, auf denen rothe Flammen hin und her flackerten. Die Brücken schienen von unzähligen Lichtern illuminirt und in den Gipfeln der Bäume saßen leuchtende Käfer und hellblitzende Vögel, welche den ganzen

Park mit ihrem ausströmenden Glanze erhellten.

Peter's erster Gedanke war, umzukehren und die Stiefmutter herbeizuholen, damit diese sich überzeuge, daß er die Wahrheit gesprochen habe; aber sobald er sich umdrehte, schienen alle die Lichter zu erlöschen und beim ersten Schritte traten seine Füße in Sumpf und Morast, so daß er sein Vorhaben aufgeben mußte. Er ging also vorwärts und erreichte bald eine Laube, die von süßen Wohlgerüchen duftete. Kaum hatte er sich auf der weichen Rasenbank niedergelassen, so ertönte über ihm eine himmlisch süße Musik und aller Enden im Walde flogen Raketen und Leuchtkugeln empor. Ganze Haufen von rothen, grünen und gelben Sternen regneten auf die Bäume hernieder, so daß er eine Zeitlang fürchtete, sie würden den ganzen Wald in Brand stecken. Wo er nur eine lichte Stelle gewahrte, da sprühten in farbigem Lichte Sonnen und Feuerräder; es war eine Pracht zu schauen, daß ihm die Augen vom Sehen weh thaten und er sie schließen mußte. Aber auch durch die geschlossenen Augedekel hindurch schimmerten die farbigen Feuergestalten und als er sie wieder aufschloß, war der ganze Wald von leuchtenden Gestalten belebt. Kein Baum, kein Gesträuch, in deren Laubwerk nicht eine blendende Lichtgestalt sich gespiegelt hätte. Und alle schienen ihn mit freundlichen Augen zu betrachten. Eine dieser Gestalten nahte sich der Laube und berührte mit dem leuchtenden Finger seine Augenlider, worauf er alsbald in süßen Schlummer verfiel. Doch erlöschten die Wunder des „Erlenparkes“ nicht, sondern gestalteten sich in seinen Träumen nur herrlicher und zaubervoller. Die Gestalt, welche seine Augenlider berührt, setzte sich zu ihm auf die Rasenbank, er lehnte sich an ihre Brust und sie theilte ihm noch hundert verborgene Geheimnisse des Waldes mit, deren Sinn er nur halb zu fassen im Stande war. Gehe in die Welt hinaus, sprach sie zu ihm, und mache deinen Weg durch das Leben! Hüte dich wohl, deine Seele mit der Sünde zu beflecken, wie stark auch die Versuchung sein möge, die auf dich einstürmt. Kommst du dann dereinst rein und schuldlos

zurück, so wirfst du im „Erlenparke“ das Glück deiner Zukunft gegründet finden. Schrecklich aber wird dein Empfang sein, wenn du den Weg des Lasters gegangen bist und dem Verderben deine Hand gereicht hast! Die Gestalt entschwebte, die Träume verwandelten sich in einen tiefen, ungestörten Schummer.

Als er am andern Morgen erwachte, saß er auf einem Steinhaufen an einem Kreuzwege; der „Erlenpark“ war verschwunden, weit und breit ein unübersehbares Feld, auf dem die vollen Kornähren sich im Morgenwinde wiegten. Ueber seinem Haupte erhob sich ein hölzerner Wegweiser, der seine verwitterten Arme nach zwei entgegengesetzten Richtungen ausstreckte. Auf dem einen stand geschrieben: Weg zum Reichthum, zur Freude und zur Ehre, führt durch Gärten und volkreiche Städte, besiegt aber das Herz. Auf dem andern war zu lesen: Weg zur Armuth, führt durch Schluchten und öde Gebirge, erhält aber das Herz und die Seele rein.

II.

Peter war bei dem Anblicke der beiden Inschriften nicht lange zweifelhaft, welchen Weg er nehmen sollte. Was lag ihm am Reichthum, der die Süßigkeiten desselben nie genossen hatte? Und hatte er, trotz seiner Armuth, in Nordbach nicht Freuden gehabt, Freuden, die er vielleicht nicht wiederfinden würde, denn wo in der Welt konnte er darauf rechnen, nochmals eine Hütte mit gegenüberliegendem Sandberge zu finden, worin die harmlosen Schwalben nisten? Mit festem Schritte wandte er dem Arme des Wegweisers, welcher durch Gärten und volkreiche Städte führte, den Rücken und wanderte auf dem entgegengesetzten weiter. Der Wind spielte mit seinen Locken und blies ihm in das Gesicht, auf dem noch die Erinnerungen an seine gestrigen Erlebnisse in „Nordbach“ und im „Erlenparke“ nicht ganz verwischt waren. Wie freudig die Ieptern auch sein Herz bewegten, so wurde dasselbe doch auch von tiefem Schmerze erfaßt, wenn er daran dachte, daß er von der Stiefmutter wegen eines ungerechten

Verdacht aus dem Hause getrieben worden war. Der Wind küßte freilich die Thränen, welche ihm dieser Schmerz auf die Wangen trieb, bald weg, aber der Stachel in der Seele war dem Winde unzugänglich, nur die Zeit konnte ihn herausziehen.

Da er lange keine Speise zu sich genommen hatte, so machte sich allgemach der Hunger geltend, aber rechts und links auf den Rändern des tiefen Hohlweges, den er durchschritt, war nirgends etwas Eßbares zu entdecken. Mit Sehnsucht gedachte er der herrlichen Beeren, die er in ähnlicher Lage im „Erlenparke“ gefunden hatte, und er stieg deshalb an dem Hohlwege hinauf, um zu spähen, ob nicht dennoch die gütige Mutter Natur ihm auch hier den Tisch gedeckt habe. Aber er erblickte nur eine endlose Haide und stieg traurig wieder hinab, froh, daß sich hie und da am Ufer etwas Sauerampfer oder eine Kuckucksblume erhob, nach denen er aber auch begierig langte und sie wie eine kostbare Frucht verzehrte. Die wenigen Kräuter, welche dazu noch bald gänzlich fehlten, konnten seinem Magen nur wenig Befriedigung geben, und eine neue Umschau war gänzlich ohne Resultat. In der Hoffnung, ein Dorf oder ein Haus zu erreichen, wandelte er seinen Weg, der sich indessen bald ganz verengte und, zu einem schmalen Fußsteige zusammengedrängt, jetzt in Windungen, dann in jähem Absturz in ein Thal hinabführte, oder vielmehr in eine weite Schlucht, in der jedes Leben erstorben zu sein schien. Die weite Haide hatte allerdings einen trostlosen Anblick dargeboten, aber diese Schlucht war doch vielmal trostloser. Klaffende Felspalten ragten aus einem weiten Kessel empor, aus deren Ritzen ein gelbes stinkendes Wasser hinabtropfte, das sich unten in einen Teich sammelte, über dem sich eine Wolke der verdunstenden Flüssigkeit sammelte und die Schlucht verdunkelte. Von den starrenden Felsen hatte der Zahn der Zeit, die langsam wirkende Kraft des giftigen Wassers und wohl auch Erderschütterungen nach und nach eine Menge Stücke abgebrochen, welche im Herabrollen in den Teich gestürzt waren oder in Unordnung umher ausgebreitet lagen.

Zwischen diesen Steinen wuchs weder ein Grashalm, noch ein Strauch, und man konnte sich in der That keinen ödem Anblick denken, als diese Schlucht, wo nicht allein alles Leben gänzlich vermisst wurde, sondern wegen der überriechenden Verdunstung auch dasjenige Leben bedroht schien, welches hier seinen Aufenthalt nehmen mochte. Peter suchte in der Runde nach einem Ausgange aus dem unfreundlichen Orte, fand aber keinen andern, als den er gekommen war. Während er noch im Nachdenken war, ob er wirklich zurückkehren oder die jenseitigen Felsen erklettern sollte, um von dort weiter in's Land zu gelangen, schlug ein Ton, wie ein Seufzer an sein Ohr.

Fast erschrocken über diese Kundgebung eines Lebens, wo er ein solches durchaus nicht vermuthet hatte, wandte er sich der Richtung zu, woher der Seufzer gekommen war. Er musterte die Schlucht genau, sein Auge drang in jede Felspalte hinein, endlich blieb es auf einer Höhlung in dem Gestein haften, aus der jetzt ein zweiter, noch traurigerer Seufzer zu ihm herüber tönte.

Peter war nicht furchtsam, dennoch kannte eine unheimliche Scheu den Fuß an die Stelle, wo er stand; aber sein guter Genius rief ihm zu: Vielleicht ist dort ein Mensch in Nöthen, dem du Hülfe leisten kannst. Als bald hob sich sein Fuß und er schritt auf die Höhle zu. Erst als er dicht vor derselben stand, gewahrte er in der schwarzen Finsterniß einen Menschen oder vielmehr ein einem Menschen ähnliches Gerippe, welches um den Hals und die Brust starke eiserne Bänder trug, mit denen es an den Felsen angeheftet war, so daß der Körper unbeweglich in derselben Lage verharren mußte, während es nur den Armen und den Beinen gestattet war, sich in ihren Ketten freier zu bewegen. Der Angefettete schien Peter's Annäherung nicht zu bemerken, die Augen auf den Boden geheftet, stöhnte er schmerzlich auf und sprach: Soll ich denn ewig in diesem Pestloche für meine Unthat büßen? Wird niemals ein menschliches Wesen erscheinen, das Mitleid mit meinem Zustande fühle und mich befreie? Doch nein, weiß ich ja nur zu wohl, daß dieses nicht

in eines Menschen Macht steht! Wenn nur wenigstens einer so viel Mitleid hätte, mich täglich mit etwas Nahrung und frischem Wasser zu versehen! Doch, wie mag ich dieses fordern, da ich ja auch kein Mitleiden empfand, als der Zauberer im „Erlenparke“ um sein Leben flehte. Ich wollte um jeden Preis Geld und Gut haben und schleuderte zuerst die Art nach ihm! Und dennoch, wie hart ist diese Strafe, in der ich nun fünfzig Jahre lang schmachte, ohne je auf Erlösung hoffen zu dürfen. Das Einzige, was ich durch mein Flehen erlangt, ist jener Pfad, durch den es möglich würde, daß ein Wanderer seinen Fuß hierher richte, aber die Menschen wandern lieber durch schöne Gärten zum Reichthum, als durch Wüsteneien zur Armuth, und so wird jener Pfad bis zum jüngsten Tage wohl von Niemanden betreten werden.

Peter brauchte nicht erst lange zu grübeln, wie und warum der Unglückliche in diese schreckliche Lage gekommen sei; durch die Erzählung seiner Stiefmutter war ihm Alles klar geworden. Der Abscheu vor jenem Verbrechen war groß, aber das Mitleiden und der Wunsch, einem Elenden nützlich zu werden, war größer, und von diesem Augenblicke an stand der Entschluß in seiner jungen Seele fest, ihn nicht zu verlassen, sondern seine Leiden zu erleichtern, so viel dieses in seinen schwachen Kräften stand.

Kann ich euch in etwa Hülfe bringen, unglücklicher Mann? fragte er mit zitternder Stimme. Der Angefettete war wie vom Donner getroffen, als er die Menschenstimme hörte und erhob den Kopf so rasch, daß er rückwärts gegen den Felsen stieß, an dem es dumpf wieder schallte.

Eines Wortes, eines Ausrufes der Freude war er nicht mächtig, aber Thränen traten in seine verdorrten, von langen Augenbrauen überschatteten Augen und neigten die gefurchten Wangen. Lange bedurfte es, ehe er sich so weit erholen konnte, den Knaben zu fragen: Hast du den Wegweiser gesehen und bist dennoch diesen Pfad gewandelt? Ich habe ihn gesehen, antwortete Peter, und empfinde keinen heißern Wunsch, als euch dienen zu können! Ach, seufzte der Unglückliche, weißt du, was

es heißt, mir dienen wollen? Sieh, ich bin hier angefettet, festgeschmiedet seit fünfzig Jahren und muß hier verbleiben, bis die barmherzige Hand des Todes meinem Leiden ein Ende macht. Wann wird diese Zeit kommen? Vielleicht nie! Gehe vorüber mein Kind, verschwende dein junges Leben nicht nutzlos an einem Orte, wo jeder Tag Aufenthalt ein Jahr deines frischen Lebens aufzehren würde. Schau um dich! Hier muß Alles umkommen, was athmet, nur mir allein ist der traurige Vortheil geworden, diesen Gistdünsten zu widerstehen, damit meine Strafszeit sich verlängere.

Peter entgegnete: Wohl sehe ich, daß hier Tod und Verderben haust, wohl weiß ich, daß mein Dasein kein Pfad über Blumen sein wird, aber was wäre es Großes, für geringe Dienste Belohnung zu erwarten! In deiner Brust, sprach der Arme, schlägt ein warmes Herz, aber du überschätest deine Kräfte! Sieh meinen elenden Körper, es wachsen Würmer in demselben, er ist eine faule Lache, wie jener Sumpf dort, er verbreitet einen immerwährenden Pesthauch, der dich auf die Dauer anstecken und denselben Leiden unterwerfen würde, mit denen ich beladen bin. Peter schüttelte mit dem Kopfe und antwortete: Grachtet ihr des Christen Pflicht so geringe, daß er an dem Ausführenden theilnahmlos vorübergehen könnte, ohne ihm Hülfe zu bringen?

Du sprichst wie ein Priester, mein Kind, erwiderte der Unglückliche, deine Worte tönen, wie die Worte eines Mannes, der sich ganz dem Dienste des Herrn gewidmet, aber du weißt nicht Alles: Laß dir sagen, daß mich nicht ein Ungefähr oder die Laune eines Mächtigen hierhergeschmiedet hat, wisse, daß meine Seele ein Schlamm der Sünde war, daß ich aus schnödem Durst nach Gold meine Hand aufhob, gegen Jemanden, der mich und meine Nachbarn mit Wohlthaten überhäuft hatte. Ich schleuderte das Mordbeil gegen seine Stirne und fühlte keine Reue; erst das unsägliche Elend, in welches mich meine That versetzte, brachte mich zur Erkenntniß.

Ich weiß Alles, entgegnete Peter, aber auch das kann mich in meinem Entschlusse nicht

wanken machen. Ich bleibe bei dir! Mir, der ich, gleich dir, in Mordbach geboren bin, mir geziemt es, daß ich den Mitbürger nicht verlassse, der ob seiner That Reue empfindet.

Wir wollen die Verwunderung Grambert's, so hieß der Angefettete, nicht schildern, wollen dem Geplauder nicht lauschen, dem sich beide hingaben, als der Bund besiegelt war, sondern in unserer Geschichte fortfahren. Dort, sprach Grambert, nachdem Peter in die Höhle eingetreten war, dort einen Zoll weit von meinem ausgestreckten Finger, springt eine frische Quelle durch das Gestein. Fünfzig Jahre lang streckte ich die Hand darnach, ohne sie erreichen zu können. Ewig mußte mein Ohr sie hören, während meine Zunge vertrocknete. Es bedarf nur eines Schlags mit einem Steine, so ist sie geöffnet, und mir ein Labsal bereitet, das ich mit allen Schätzen eines Königes erkaufen würde, wenn ich sie besäße.

Peter ergriff einen der naheliegenden Steine und führte ein paar kräftige Schläge gegen das morsche Gestein, welches sich in der That sofort öffnete und einen Wasserstrahl entließ, der in hohem Bogen aus der Höhle in die Schlucht rauschte und eine erquickende Frische durch die stinkende Atmosphäre verbreitete. Er füllte die Höhlung der Hand mit dem köstlichen Naß und führte sie an Grambert's Mund, der es gierig hineinschlang und mehr verlangte. Von Neuem füllte er die Hand und reichte ihm so lange, bis er den brennenden Durst gelöscht hatte, der sein Gebein ausdörrete. Ein erquickender Schlaf senkte sich nach diesem Labsal auf seine Augen und ließ ihn eine Zeit lang seiner Leiden vergessen. Der Knabe untersuchte indes seinen Körper und sah mit Entsetzen, daß Würmer und Ungezieser an dem wenigen Fleische nagten, das ihm seine Gefangenschaft gelassen, und mit Macht gegen den Ekel ankämpfend, der sich seiner trotz seiner guten Vorsätze bemächtigte, gab er sich an's Werk, mit Hülfe des Quellwassers, das in überflüssiger Menge vorhanden war, ihm die Wunden auszuwaschen. Leinwand war nicht zur Hand; da die Wunden aber verbunden werden mußten, so zog er sein Hemde aus, riß es in Stücke und umwickelte damit

die wunden Stellen. Es war eine lange Arbeit, aber sie ging trotz Peter's Unerfahrenheit gut von statten; bei Allem, was er dachte, sprach und sagte, schienen seine Sinne und seine Hände von einem helfenden Engel geleitet — er war so zu sagen plötzlich aus einem Knaben zum Manne geworden. Die Umwandlung, wie rasch sie auch vor sich gegangen, war vollkommen. Nach langem Schlafe erwachte Grambert, an allen Gliedern gestärkt. Mit Nahrung gewahrte er die äußere Umwandlung, welche mit ihm vorgegangen; ein stummer Blick auf seinen jungen Freund that es zur Genüge kund, wie dankbar er in seinem Herzen für eine Dienstleistung war, deren er 50 Jahre entbehrt hatte.

Am Abend wird der Adler kommen, sprach er zu Peter, der vom hohen Felszacken dort vor dir, meine Speise bringt. Sie ist ekelhaft und gereicht eher zum Untergang, als zum Leben, doch bin ich an dieselbe gewöhnt, wenn ich auch in heißem Verlangen tausendmal um etwas Genießbares gefleht habe, doch du mein Schutzengel, wie soll dein Magen sich an eine Speise gewöhnen, die nur den Geiern bestimmt ist? Sorge nicht, antwortete Peter, Gott wird uns nicht verlassen! Allmählig neigte sich die Sonne zum Untergange, schon fielen die Schatten in die Schlucht und begannen die Einförmigkeit derselben zu verdecken, als sich von der Felskuppe ein ungeheurer Geier erhob und mit weit ausgebreiteten Flügeln hinabschwebte. In seinen Klauen trug er eine unförmliche Masse, die Peter nicht erkennen konnte. Sobald der Geier zwei Gestalten in der Höhle bemerkte, wandte er sich um und flog mit lautem Geschrei wieder dem Felsen zu, wo er sich niederließ und, nachdem er noch einmal in die Schlucht hinabgeschaut hatte, mit dem riesigen Leibe in der Vertiefung versank, die ihm zum Horste diente.

Wir wissen, daß Peter schon lange mit dem Hunger gekämpft hatte, Grund genug, daß er ein lebhaftes Bedauern empfand, als er auf diese Weise eines Abendbrodes verlustig wurde, das von Grambert zwar ekelhaft geschildert wurde, aber doch immerhin zur Still-

lung des Hungers gedient hätte. Grambert aber sprach mit leuchtenden Augen: O Gott, so bist du dennoch gnädig und barmherzig und sendest mir mit diesem Engel zugleich zwei Wohlthaten, die ich in Ewigkeit nicht zu erlangen gedachte.

Peter verstand die Worte Gramberts nicht; dieser aber sprach: Mein Kind, als ich hier angefettet wurde, ward mir die Verheißung, daß der springende Quell neben mir werde geöffnet werden, sobald mein Herz für diese Wohlthat genug geläutert sei und daß an dem Tage, wo der Geier mir kein Abendessen mehr bringen werde, die Scheidewand fallen solle, die mich von besserer Nahrung trenne. So soll ich denn heute beides theilhaftig werden, und beides durch die Hand eines Kindes, dem ich nie Gutes erwiesen habe. Schau rückwärts in die Finsterniß, mein Sohn, ob sich dort nicht ein lichter Punkt zeigt! Peter sah hinter sich und gewahrte in der That in dem Felsen eine Oeffnung. Er trat hinzu und schaute durch dieselbe. Noch war es so viel hell, daß er einen Garten gewahrte, in welchem in reichlicher Fülle unter obstbedeckten Bäumen Früchte aller Art wuchsen. Er preßte seinen kleinen Körper in die Oeffnung und schau, sie bot Raum genug, ihn durchschlüpfen zu lassen. Nicht lange ließ er diese Gelegenheit unbenutzt; im Augenblicke war er hinaus und stand mit einem Sprunge in dem Garten, der ihm in diesem Augenblicke lieblicher dünkte, als alle Herrlichkeiten des „Erlensparkes“. Aber weder die zierlichen Blumenbeete, die sich an den Hecken hinzogen, noch die volkreichen Bienenstöcke in den vier Ecken des Gartens waren es, welche ihm diese Stätte so angenehm machten, sondern vielmehr die Kartoffelbeete, die Maisfelder und die Hirsenengel, welche sich seinen Augen darboten. In Ermangelung eines Spatens bohrte er die Finger in den Boden hinein und holte ein paar Hand voll dicker Kartoffelknollen heraus, in die er zu beißen versucht war, ehe sie gebraten waren. Plötzlich aber ließ er die Hände von seiner Arbeit ausruhen und starrte die Kartoffeln mit trübem Gesichte an, denn ihm fiel ein, daß er kein Feuer machen könne. Doch

seine Verlegenheit dauerte nicht lange; hatte er doch einmal von seiner Stiefmutter gehört, daß man durch starkes Reiben von zwei dünnen Hölzern Feuer machen könne, und dünne Holzstücke gab es ja in Menge hier. Sogleich machte er den Versuch und rieb zwei Stücke mit solcher Emsigkeit gegeneinander, daß seine Arme ermüdeten und der helle Schweiß auf seine Stirne trat. Die Hölzer wurden in der That warm, fast heiß, aber Feuer gab es doch nicht. Entmuthigt ließ er einen Augenblick die anstrengende Arbeit ruhen, aber bald nahm er sie wieder auf und verwandte seine allerdings geringen Kräfte so vorthellhaft, daß er zu dem gewünschten Ziele kam. Anfangs war es nur ein kleines Rauchwölkchen, dann folgte ein Flämmchen. Sobald aber das Flämmchen aufblühte, schwenkte er den dünnen Ast in der Luft umher, wodurch das Feuer schnell größer wurde und endlich prächtig brannte. Da es an Brennmaterial nicht fehlte, so loderte in kurzer Zeit ein schönes Feuer empor, welches die zugeworfenen Holzstücke angriff und mit lautem Knistern und einer hohen, breiten Flamme das Auge und das Ohr Peter's erfreute. Emsig warf er die Kartoffeln hinein und gab aufmerksam Acht, daß sie nirgends verbrannten und nirgends roh blieben. Ein Stück Holz, mit dem er sie umwendete, diente ihm in Ermangelung von etwas Besserem als Schüreisen und Feuerzange.

Sie sind gar, rief er freudig aus, nachdem sie eine Weile im Feuer gelegen hatten. Grambert konnte sich bei diesem Ausrufe leicht denken, um was es sich handele und stimmte von ganzem Herzen in den Jubelruf seines jungen Freundes ein, der eilig die kostbaren Früchte zusammenraffte und damit der Oeffnung zueilte. Grambert brach beim Anblicke des langentbehrten Leckerbissens in Thränen aus und streckte dem Knaben verlangend die Hand entgegen. Peter setzte sich neben den Springbrunnen und legte den schönsten seiner Knollen in die offene Hand Grambert's. Dieser führte ihn mit Entzücken zum Munde und bald war er zwischen seinen Zähnen zermalmt und verschwand in seinem Schlunde. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter

folgte und es hatte ganz den Anschein, als ob für den guten Peter nichts übrig bleiben sollte, denn wie großen Hunger dieser auch fühlte, er konnte es dennoch nicht über sich bringen, etwas zu genießen, bevor Grambert befriedigt sei. Als dieser endlich die Hand nicht mehr ausstreckte und seine Eßgier befriedigt hatte, dachte der Knabe an sich selbst und verschlang den Rest, nachdem er vorher ein kurzes aber heißes Dankgebet zum Himmel hinaufgeschickt hatte.

Sobald er mit seinem Mahle fertig war, sprang er in den Garten zurück und schleppte von allen Seiten dürrer Holz auf das Feuer, damit dasselbe nicht während der Nachtzeit erlösche und er am nächsten Tage sich abermals so zweifelhaften Versuchen hingeben müsse, Feuer durch Reibung hervorzubringen. Damit zu Stande gekommen, gewährte er nicht weit von dem Feuer eine weiche Streu von Baumblättern, die ihm prächtig zum Lager dienen konnte. Er war müde, auch fehlte es ihm nicht an Schlaf, deßhalb war er kurz entschlossen, hier sein Bett zu nehmen. Kaum aber hatte er diesen Gedanken gefaßt, als er ihn auch sogleich von sich stieß. Fünzig Jahre hatte Grambert in einer Stellung zugebracht, die ihm weder zu sitzen, noch zu liegen erlaubte, und jetzt, wo die Hand Gottes ihn in die Schlucht geführt hatte, ihm Trost und Hülfe zu spenden, jetzt sollte er ihn während der ersten Nacht schon verlassen, da es doch wahrscheinlich war, daß er oft seiner bedürfen würde. Nein, sein Platz war neben Grambert! Er nahm einen von den Feuerbränden, kroch durch die Oeffnung zurück und steckte ihn so in eine Felsenspalte neben dem Springbrunnen, daß er als Fackel einiges Licht verbreitete. Dann las er Steine in der Schlucht zusammen, welche er zu einem Sitze unter Grambert aufbaute und denselben mit Laub und Blättern aus dem Garten belegte. Grambert's Beine hatten das Beugen fast verlernt, als er aber mit Peter's Hülfe zum Sitzen gekommen war, ohne daß er von seinem Hals- und Brustbände belästigt wurde, erschöpfte er sich in tiefen Dankesworten gegen seinen jungen Wohlthäter, der emsig

beschäftigt war, einen zweiten Sitz für sich selbst aufzubauen, mit dem er auch in kurzer Zeit zu Stande war. Dann setzte er sich darauf und suchte dem Unglücklichen die Stunden mit heitern Gesprächen zu kürzen. Bald aber forderte die Natur ihren Zoll und er versank in einen festen und gesunden Schlaf, während Grambert sich vergebens mühte, dem Beispiele des Knaben zu folgen. Sein Geist war zu sehr mit der wunderbaren Hülfe beschäftigt, die ihm so unerwartet durch ein schwaches Kind geworden war. Sein Auge ruhte auf der kleinen schlafenden Gestalt, er faltete die Hände und sprach: Herr, wenn das Gebet eines großen aber schwergeprüften Sünders vor deinen Ohren noch einen Werth hat, so lohne diesem Kinde in Zeit und Ewigkeit, was er an mir gethan hat! Vieles flehte er noch in andächtigem Gebet, bis auch ihm die Augen zufielen und er im Traume von Heimath, Freiheit und Glück schwärmte.

Fünf Jahre hindurch war Peter der unermüdblichste Pfleger, der zärtlichste Freund Gramberts; er scheute keine Mühe, keine von all den Handleistungen, die er bei Tage und bei Nacht zu verrichten hatte und die oft der ekelhaftesten Art waren. Geduldig, ja freudig, lag er seinen schweren Pflichten ob und nichts wäre im Stande gewesen, ihn von diesen selbstaufgelegten Pflichten abwendig zu machen. Gramberts Körper konnte zwar unter seiner Pflege nicht wieder zur Blüthe gelangen, aber er empfand doch wesentliche Erleichterung und, was die Hauptsache war, seine Seele, die bis dahin nur unter dem Unglück geseufzt und ihr Schicksal angeklagt hatte, kam nicht allein zur Erkenntniß, sondern auch zur Beruhigung und stillen Ergebung. Es war, als habe ein Engelsflügel ihn berührt und umgewandelt, er wünschte, von seinen Leiden erlöst zu werden, aber er stellte die Erlösung in die Hand des Herrn.

Da geschah es eines Tages, daß Peter in dem Garten plötzlich einer Gestalt ansichtig wurde, welche feierlich auf ihn zuschritt und ihn also anredete: Ich habe seit fünf Jahren deine beständige Aufopferung, deine Leiden und Entbehrungen gesehen, welche du aus Nächsten-

liebe auf dich geladen hast. Deine Prüfungszeit ist nun zu Ende, komme, lasse diesen Elenden in seinem selbstverschuldeten Unglück, folge mir! Deiner harret reiche Vergeltung, Geld, Gut und Ehre!

Peter schaute die Gestalt mit einem Blicke voll Verwunderung an und sprach: So lange Grambert im Elende ist, habe ich nicht das Recht, ihn zu verlassen und am allerwenigsten für Geld und Ehre! Nicht um Lohn habe ich seine Pflege übernommen, sondern weil es eine Pflicht ist, die ich dem bedrängten Nebenmenschen schuldig war, und um diese nicht zu verletzen, will ich gerne irdischer Güter verlustig gehen.

Die Gestalt antwortete in unwilligem Tone: Du verschmähest meine Gaben, thörichter Knabe. Nun wohl! so wisse denn, daß ich ein Abgesandter des „Erlenparkes“ bin, von dem ich dir die Botschaft bringe, daß all jene Herrlichkeiten, die du damals gesehen und noch viele andere, welche dein Auge nicht geschaut, dein sein werden, wenn du noch heute diese Bestschlucht verlässest und mit mir zurückkehrst.

Ich darf nicht! antwortete Peter.

Die Gestalt erhob drohend den Zeigefinger und sprach: Diese fünf Jahre waren mit Vorbedacht von den Bewohnern des „Erlenparkes“ dir zur Prüfung bestellt, du hast sie glorreich bestanden; ferneres Verweilen an dieser Stätte wäre Sünde, ich fordere dich also nochmals auf, kehre mit mir um. Weigerst du dich auch jetzt noch, so bist du der Ehren nicht werth, welche dir zugedacht sind, und ein Anderer wird deine Stelle einnehmen, der es weniger verdient, aber sich unserm Willen gefügiger zeigen wird.

Peter schüttelte den Kopf und entgegnete: Alle Güter der Welt sollen mich von einer Pflicht nicht abwendig machen, deren Verletzung ich als eine Sünde betrachte. Möge immerhin ein Anderer in meine Stelle treten, es wird sich immer ein Fleckchen Erde finden, wo ich dem Herrn dienen und endlich mein Haupt zum Sterben hinlegen kann.

Die Gestalt verschwand, Peter aber kehrte in die Höhle zurück und ohne Grambert ein

Wort von seinem Begegniß zu sprechen, wusch er seine Wunden, reichte ihm Speise und heiterte ihn durch fröhliche Erzählungen und fromme Tröstungen auf.

Je mehr Peter sein Abenteuer im Garten überdachte, desto bekanner dachte ihm jene Gestalt, nur konnte er sich nicht bestimmen, wo er ihr begegnet sei. Endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, es war dieselbe, die im Erlenparke an seiner Seite in der Laube gefessen.

Am nächsten Morgen war mit Grambert oder vielmehr mit seiner Lage eine große Veränderung vorgegangen. Als er auf seinem Steinstuhle erwachte, that er einen lauten Schrei, so daß Peter erschrocken aus dem Schlafe emporfuhr. Die Ursache dieses Schreies war eine höchst erfreuliche, denn auf wunderbare Weise waren seine Ketten und seine Eisenbänder verschwunden. Frei, ungefesselt saß er da, und, zweifelnd, ob nicht eine Täuschung seinen Sinn gefangen halte, tastete er auf den Stellen, wo sie noch gestern gefessen und ihn am freien Gebrauche seiner Glieder gehindert hatten. Aber es war in der That Wirklichkeit! Was er fünf und fünfzig Jahre als sein höchstes Glück von der Gnade Gottes erfleht hatte, jetzt war es plötzlich und unerwartet eingetreten. Peter freute sich nicht weniger als Grambert. Seine Dankbarkeit gegen Gott hätte kaum größer sein können, wenn ihm selbst dieses Glück widerfahren wäre. Er sprang empor, lief auf Grambert zu und umarmte ihn unter Freudengeschrei. Die ungestüme Bewegung aber hätte fast den Befreiten von seinem Sitze hinuntergeworfen, denn die Fessel, die ihm zugleich als Stütze gedient, hielt ihn nicht mehr aufrecht; den Gebrauch seiner Glieder hatte er so zu sagen verlernt. Die zweite Bewegung Peter's bestand darin, daß er sich auf die Knie niederwarf und ein heißes Dankgebet zum Himmel schickte, in welches Grambert von Herzen einstimmt.

Jetzt erst bemerkten beide, daß die Umgebung sich geändert hatte; der giftige Teich hatte einem klaren See Platz gemacht, in welchen von der Höhe herab ein Bächlein frischen Wassers stürzte, welches an Klarheit dem Springbrunnen nichts nachgab. Die Schlucht

aber war zu einer heitern Wiese geworden, in deren grünem Grase unzählige Maasliebchen, so wie am Rande des Sees liebliche Bergis-meinnicht blühten. Die Felswand, welche sonst die Höhle von dem Garten getrennt hatte, war verschwunden und die Höhle glich nur einem hohen Thorgewölbe, durch welches hindurch man seinen Eingang in den Garten nahm.

Peter's erste Sorge war nun, Grambert aus dem Bogengewölbe in den Garten zu bringen, was indeß nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen war. Fast mehr getragen als geführt, gelangte er endlich in das kleine Paradies, wo eine unsichtbare Hand über Nacht eine kleine Wohnung aufgebaut hatte. Welches Glück für Grambert, er konnte auf weichem Lager ruhen und seine verwitterten Glieder nach Wohlgefallen aufrasten! Seine Stunden wurden von nun an freudenvoller und in dem Maasse, wie die lieblichen Tage des Sommers sich verlängerten, vermehrten sich auch seine Kräfte und ehe der Herbst anfang, in der Umgebung das Laub gelb zu färben, konnte er ohne Stütze durch den Garten gehen und vom Springbrunnen Wasser zu dem einfachen Mahle holen, welches er mit Hilfe Peter's zu bereiten pflegte.

Es hatte den Anschein, als wollte ihn die Natur für seine langjährigen Leiden entschädigen, denn der Garten verharrte fort und fort im Schmucke des Sommers und bot vor wie nach seine Früchte. Aber blieb es auch in dem Garten Sommer, so trat doch allgemach sein Lebenswinter ein. Längst war sein Haupthaar schneeweiß und die kaum wiedergewonnenen Kräfte fingen an zu schwinden, die Last der Jahre drückte ihn nieder, wie es einst seine Fesseln gethan hatten. Eines Abends sprach er mit zitternder Stimme zu Peter: Mein Sohn, bald wirst du einen Todten zu begraben haben; ich fühle, daß meine Tage gezählt sind. Zwar hoffe ich, daß mir Gott meiner Leiden wegen gnädig sein wird, doch versprich mir, daß du meiner im Gebete nicht vergessen willst, wenn ich geschieden bin. Verscharre meinen Leib in diesem schönen Garten, pflanze ein Kreuz auf den Grabhügel und dann wandre dorthin, wohin dich die Hand Gottes lenkt; er wird dich

überall zum Glücke führen, denn Wenige auf Erden sind desselben so würdig, wie du.

Als der Greis schwieg, drangen Thränen in Peter's Augen, denn der Gedanke schmerzte ihn, denjenigen verlassen zu müssen, dessen Dienste er sich so gern gewidmet hatte. Grambert ruhte auf dem Lager, Peter saß weinend neben ihm, jetzt schlang er seinen Arm um dessen Nacken und fiel in dieser Stellung in Schlaf. Am andern Morgen aufwachend fühlte er, daß der Greis, welcher in seinen Armen ruhte, kalt und bewegungslos war. Das Gefürchtete war eingetreten, Grambert war hinübergegangen, den Weg, welchen alle wandeln müssen, die im Fleische leben. Ein scharfer Schmerz fuhr durch seine Seele, es war ihm zu Muth, als habe er einen Vater verloren, aber er weinte nicht mehr, sondern kniete neben der Leiche nieder und betete für die abgeschiedene Seele mit all der Inbrunst, deren sein frommes Herz fähig war. Drei Tage lang verbrachte er mit Fasten und Beten. Fern von Kirche und Priester wollte er nichts desto weniger diesen Mangel, so viel es in seiner Macht stand, ersetzen, darum begnügte er sich mit dem Gebete allein nicht, sondern umpflanzte auch die Leiche mit brennenden Feuerbränden, die ihm anstatt der Kerzen dienen mußten. Dreimal des Tages holte er Wasser aus dem Springbrunnen und besprengte damit das fahle Antlitz. Am vierten Tage höhnte er mit den Holzstücken, welche ihm zur Unterhaltung des Feuers dienten, mitten in einem Busche von dustenden Rosen ein Grab und legte den Todten hinein; doch konnte er sich nicht entschließen, den Leib, den er so lange gepflegt, mit Erde zu bedecken, sondern bestreute ihn mit wohlriechenden Rosen und pflanzte zu Häupten des Grabes in die aufgeworfene Erde ein kunstloses aus zwei Holzstücken gebildetes Kreuz. Schlafe unter den Rosen, sprach er; mögen die Sterne dein Antlitz beleuchten und die Sonne deinen Leib bescheinen, bis du verweset bist! Die schmutzige Erde aber soll dich nicht bestrecken.

Nachdem Peter seine letzte Andacht an dem Grabe verrichtet und dem Todten für diese Welt Lebewohl gesagt hatte, wanderte er von

einem Orte hinweg, wo sein Dienst beendet war, dem Himmel im Herzen dankbar für die vielen Wohlthaten, die ihm zu Theil geworden waren. Freilich wußte er nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte, denn jener Pfad, auf dem er einst hergewandert, war verschwunden, die Gegend gänzlich verändert, aber er wußte, daß er überall in der Hand des Herrn stand, darum brach er einen Ast vom nächsten Baume und schritt in's Freie hinaus. Er folgte den sanften Windungen eines Thales, das sich indessen mehr und mehr verengte und ihm bald kaum Platz für seinen Stab und seinen Fuß bot. Zu beiden Seiten erhoben sich nun steile Granitwände, die so jäh und glatt abfielen, daß es auch einem Eichhörnchen nicht möglich gewesen sein würde, an denselben hinaufzuklettern. Sein Schritt hallte hier dumpf wieder und wenn er hustete oder sprach, so war es, als ließe dieser Ton an den glatten Wänden hinauf und breite sich hoch oben, wo die Felsen das Firmament zu begrenzen schienen, zu einem hellen Klange aus.

Lange dauerte die Wanderung durch die enge Granitgasse, bis ihm zuletzt ein Hemmniß geboten wurde, das auch der Mächtigste nicht zu überwinden im Stande gewesen wäre, die Gasse schloß sich nämlich durch einen quer vorliegenden Felsen. Da war kein Ausgang möglich; nicht einmal ein Spalt, eine Ritze war da zu sehen, worin sich ein Wassertropfen hätte verlaufen können. Da hätte man Flügel haben müssen, um auf die Höhe zu gelangen. Peter schaute ein paar Mal nach jener Höhe hin und da er die Unmöglichkeit, hinaufzukommen, nur allzu deutlich einsah, so wandte er sich rasch um, denselben Weg zurückzunehmen; wer aber beschreibt seinen Schrecken, als kaum ein Schritt hinter ihm der Weg, den er doch so eben noch gewandelt hatte, gleicherweise durch eine Granitwand gesperrt war. Nun saß er in einem furchtbaren Kerker, in dem er verhungern und verdursten mußte, ohne daß ein Mensch auf der ganzen weiten Welt von seiner Bedrängniß die geringste Kunde bekam. Aber er verlor dennoch den Muth nicht; Alles wie Gott will, sprach er und setzte sich, von seinem Marsche

ermüdet, in seinem Kerker nieder. Ueber ihm erschienen, obschon es noch heller Tag war, die Sterne und funkelten wie goldene Augen zu ihm in die Tiefe nieder.

Es wurde Nacht, die Sterne leuchteten fort, aber Wolken kamen und bedeckten den Himmel, so daß ihm ihr freundlicher Anblick entzogen wurde. Vom Himmelsgewölbe rauschte es wie ein Wolkenbruch hernieder, aber kein Tropfen fiel auf ihn, den Durstenden. Nun war seine Lage in der That schlimmer, als die Gramberts, denn es erschien auch weder am Abende, noch am andern Tage ein Geier, der ihm Nahrung brachte. Wohl aber stand plötzlich ein Riese vor ihm, welcher sprach: Du bist hier in meiner Gewalt, ich kann dich tödten oder verhungern lassen, wie es mir beliebt, und ich werde eines von beiden thun, wenn du mir nicht in Allem zu Willen bist. Doch willst du thun, wie ich dir sage, so sollst du in Reichthum und Wohlleben deine Tage verbringen und Niemand soll glücklicher sein als du. Sieh, einst jagte dich deine Mutter hinaus und hatte kein Mitleid mit dir. Jetzt liegt sie krank und elend und erwartet ihr Ende. Sünden hat sie auf Sünden gehäuft, darum fluche ihr!

Peter erbebt, als der Riese also sprach, aber er antwortete unerschrocken: Was meine Stiefmutter mir Böses gethan, ist aus meinem Gedächtnisse ausgelöscht, aber das Gute steht mit flammenden Buchstaben darin geschrieben und wird niemals verlöscht werden. Ich kann ihr darum nicht fluchen. Wären aber auch meine Tage nur mit Leid und Kummer durch sie erfüllt worden, so sollte doch mein letzter Hauch ihrem Wohle gelten.

Bedenke, was du sprichst! drohte der Riese, Ich habe es bedacht! antwortete Peter.

So mußt du sterben! brüllte der Riese, indem er die Hand aufhob. Peter seufzte: Gott sei mir gnädig, aber er blieb bei seinem Entschlusse. Aber die Hand des Riesen fiel nicht nieder; die herkulische Gestalt verwandelte sich in einen lächelnden Engel, welcher Peter in den Arm nahm und, indem er mit ihm aufwärts flog, sprach: Du hast alle Proben bestanden! Nun aber bist du am Ziele und der Lohn harret deiner!

Wenige Augenblicke und der freundliche Engel setzte ihn nieder. Peter stand vor einem prachtvollen Schlosse, welches, von einem kristallhellen Wasser umgeben, auf einer Anhöhe lag und trotz seines tausendjährigen Alters den Eindruck machte, als habe so eben der Baumeister seine Hand davon zurückgezogen. Es war das Schloß des „Erlenparkes“. Er setzte den Fuß auf die Brücke, welche über das Wasser führte, und ging zögernden Schrittes dem wunderbaren Pallaste zu, doch getraute er sich nicht, die Marmorstufen zu betreten, welche zu demselben hinaufführten. Fürchte dich nicht, sprach eine sanfte Stimme hinter ihm, tritt nur fröhlichen Herzens ein; denn man erwartet dich. Peter wandte sich um und gewahrte zum dritten Male die Gestalt, an deren Brust er einst auf der Rasenbank geruht hatte. Er stieg die Treppe hinauf und gelangte von Gemach zu Gemach in eine große Halle, von deren Wänden in goldenen Rahmen eisengeklebete Ritterportraits auf ihn niederblickten. Zwischen den Bildern hingen Waffen und Rüstungen zu wunderlichen Gebilden verschlungen, in der Mitte der Halle aber standen unter Glasgehäusen sieben Särge auf dem Boden, mit Blumen und Rosenblättern zugedeckt, wie er es vor Kurzem Grambert gethan hatte. In dem engen Sarge schlummerte der Graf, den die Bewohner Mordbachs den Zauberer des „Erlenparkes“ nannten, in dem zweiten seine Gattin und in den fünf übrigen die Töchter dieses Paares. Peter trat der Reihe nach an die Särge und betrachtete traurig die bleichen Züge, welche durch die Blumenhülle leuchteten. Ach, er bedauerte nichts mehr, als daß sie dem Tode zum Opfer gefallen waren und gerne würde er noch einmal sieben Jahre ein schweres Werk verrichtet haben, hätte es in seiner Macht gestanden, damit die Gestorbenen in's Leben zurückzurufen.

Die Gestalt war ihm gefolgt, trat zu ihm neben die Särge und sprach: Dein Wunsch kann nimmer in Erfüllung gehen, sie sind einem Gesetze gefolgt, dem alle Geborenen unterworfen sind. Ihre Zeit ist dahin, die deine beginnt. Von dieser Stunde an bist du Herr und Ge-

bieter des „Erlenparkes“ und hast über alle seine Schätze und Wunder zu verfügen. Peter, dem die Freudenthränen über die Wangen rieselten, entgegnete: Eine Rasenbank in diesem Zaubergarten wiegt ein ganzes Leben voll Mühe und Glend auf und ich, der ich nichts bin und nichts verstehe, ich soll Alles das mein nennen? Das kann mein armes Herz nicht fassen! Eine Weile war er in sich selbst versunken, dann sprach er: O, Schade, daß ich das herrliche Geschenk nicht annehmen kann. Ist mir doch Kunde zugekommen, daß meine Stiefmutter krank und elend ist. Darf ich im Ueberfluß und in Wonne schweigen, indes sie darbt und mit dem Glende ringt? Nein, nein, ich darf das Geschenk nicht mein nennen; ich muß hin und sie pflegen. Mag denn ein Anderer meine Stelle einnehmen, der keine Mutter zu pflegen, keine Pflichten zu erfüllen hat!

Die Gestalt neigte sich zu ihm herab und sagte: Wohlgesprochen, mein Sohn! Doch steht dir nichts im Wege, diese Pflicht auch im „Erlenparke“ auszuüben. Geh, hole deine Mutter! Wenn du aber einst gestorben bist, werde ich deinen Leib unter dem Glase betten, wie ich diesen gethan. Lebe wohl! Auf dem Todtenbette siehst du mich wieder! Und — verschwunden war sie.

Peter eilte hinaus. Vor dem Schlosse hielt ein Wagen mit silberbeschlagenen Rädern, goldene Hufeisen glänzten an den Hufen der muthigen Kappen. Ein reichgekleideter Bedienter öffnete den Schlag und hob ihn hinein. Fort rollte der Wagen und, wie ehemals schlug der Staub hinter den Rädern in feinen Goldkörnchen nieder. Bald flog das Gefähr an dem Bruche vorüber, worin noch immer zerlumpte Kinder die Ziegen hüteten. Sie kamen in hellen Haufen herbeigelaufen, um den Wagen anzustarren, denn seit Menschengedenken hatte Niemand so etwas in Mordbach gesehen und nur der Sage nach wußten die Kinder von dem Wagen, auf dem einst der Zauberer durch Mordbach gefahren sei. Vor der Hütte seiner Stiefmutter hielt er an, indes sich Jung und Alt um ihn versammelte. Der Schwalbenpeter! tönte es plötzlich aus dem Hausen. Bei

diesem Worte wandte Peter unwillkürlich seinen Blick nach dem Berge empor, wo er einst so gern die Schwalben gefüttert hatte. Ein wehmüthiges Gefühl umspielte seine Lippen, denn der Berg war eingesunken; abgebrochene Tannen- und Fichtenstämme hingen mit den Kronen nach unten am Abhange hernieder und die Schwalben mit ihren Nestern waren verschwunden. Nur einen Augenblick widmete er dieser flüchtigen Betrachtung, dann trat er in die Hütte, wo er die Stiefmutter gekrümmt, mit entstellten Zügen auf einem zerlumpten, übelriechenden Lager fand.

Mutter! Mutter! mit diesen Worten sank er zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre abgewelkten Hände mit Küssen. Die Stiefmutter hob mühsam den Kopf empor, starrte ihn an und schloß dann die Augen, wie wenn sie fürchte, denjenigen zu sehen, welchen sie einst aus dem Hause getrieben. Peter aber faßte sie auf seine Arme, hob sie in den Wagen und fuhr hinweg. Die Bewohner Mordbachs hatten aber nicht sobald den goldenen Staub bemerkt, als sie sich unter Schmähs- und Schimpfworten in die Haare geriethen und sich den Schatz einander abzumachen suchten. Viele folgten auch dem Wagen, in der Hoffnung, ihn einzuholen und sich des ganzen Reichthums theilhaftig zu machen, doch das war vergebene Mühe, denn nur allzubald war derselbe ihren Augen entschwunden.

Unter der sorgsamten Pflege Peter's genas die Stiefmutter von ihrer Krankheit und — wenn auch langsamer — auch von ihren Sünden. Mit ihrem Kinde vereint genoß sie manches Jahr die geheimnißvollen Wunder des „Erlenparkes“; jetzt aber ruhen sie beide mit Blumen bestreut, unter der Glasglocke.

Der „Erlenpark“ besteht noch heute mit all seinen Herrlichkeiten, aber kein unreines Herz findet den Weg dahin. Wer jedoch eine Seele ohne Makel besitzt, wie der Schwalbenpeter, und wäre er auch der Niedrigste, kann dort ungehindert eingehen und nach Herzenslust genießen, was er an Schätzen und Kostbarkeiten bietet. Auch dir, mein junger Leser, steht der Weg zu diesem Zaubergarten offen — ob du ihn finden wirst? **W. Herchenbach.**

Hahn und Hühnchen.

Hahn und Hühnchen wollten einmal Bier brauen und hatten den Wasserkessel über das Herdfeuer gesetzt. Als nun der Hahn Malz und Hopfen herbeiholte, flog das Hühnchen auf den Kessel, um zu sehen, ob das Wasser bald heiß sei und — fiel hinein.

Ueber sein Schreien und Sparteln lief der Hahn schnell hinzu und zog es wieder aus dem Kessel. Damit es wieder trocken werde, legte er es dann vor der Hausthür in den Sonnenschein und sagte: „Liebes Hühnchen, wenn du nun auf der einen Seite trocken bist, so drehe dich herum, daß du auch auf der andern Seite trocken wirst.“

„Das will ich thun,“ sagte das Hühnchen und lag still in der Sonne, derweil der Hahn in der Küche ging, Malz und Hopfen in den Kessel zu thun, damit das Bier fertig werde.

Da kam der böse Fuchs an der Hausthür vorüber, sah das Hühnchen in der Sonne liegen und rapps hatte er's zwischen den Zähnen und lief mit ihm fort in den Wald.

Nach einer Weile kam der Hahn und wollte nachsehen, ob sein liebes Hühnchen bald trocken wäre, da war es fort. „Wo ist mein liebes Hühnchen?“ schrie er: „o, wer kann mir sagen, wohin mein liebes Hühnchen gekommen ist?“

„Ja,“ sagten die anderen Hühner, „das hat der Fuchs geholt!“

„Hat es der Fuchs geholt,“ sprach da ernsthaft der Hahn: „so will ich gleich meinen papiernen Wagen anspannen und es wiederholen.“

Das that er auch. Er spannte gleich seinen papiernen Wagen an und fuhr damit nach dem dunkelen Walde zu. Und der Wagen ging flink über die Haide, denn der Hahn hatte sechs Mäuse vorgespannt, zwei schwarze, zwei weiße und zwei Spitzmäuschen. Aber mit einem Male ging es „Polter, Polter, Polter!“ und als der Hahn zusah, saß eine spitziqe Nähnael im Rade, die rief: „Nimm mich mit, lieber Hahn!“ „Nein,“ sprach der

Hahn, „ich kann dich nicht mitnehmen, du stichst mir ein Loch in meinen papiernen Wagen!“

„O, nimm mich doch mit!“ bat die Nähnael, „ich will auch ganz vorsichtig sein und dir helfen, daß du dein Hühnchen wiederkriegst.“

Da nahm der Hahn sie gerne mit und ließ sie auf dem Kutschenbock neben sich sitzen. Aber als er dann die Peitsche schwang, daß seine sechs Mäuschen tüchtig laufen mußten, ging es bald wieder „Polter, Polter, Polter!“ daß der Wagen wieder still stehen mußte. Der Hahn stieg ab und sah nach und da lag ein Ei im Rade und rief: „Nimm mich mit, lieber Hahn!“

„Nein,“ sprach der Hahn, „ich kann dich nicht mitnehmen, du würdest zerbrechen und dann wäre mein schöner papierner Wagen ganz schmutzig.“

„O nimm mich doch mit!“ bat das Ei, „ich will auch ganz ruhig liegen und dir helfen, daß du dein Hühnchen wiederkriegst.“

Da nahm der Hahn es gerne mit, ließ es auf dem weichen Polster sitzen und fuhr weiter. Aber vor dem Walde ging es zum dritten Male „Polter, Polter, Polter!“ und als der Hahn zusah, lag ein dicker, schwerer Stein im Rade und rief: „Nimm mich mit, lieber Hahn!“

„Nein,“ sprach der Hahn, „ich kann dich nicht mitnehmen, du bist viel zu schwer und würdest mir meinen papiernen Wagen bald zerdrückt haben.“

„O nimm mich doch mit!“ bat der Stein, „ich will mich auch ganz leicht machen und dir helfen, daß du dein Hühnchen wiederkriegst.“

Da nahm der Hahn auch den Stein mit, ließ ihn neben dem Ei auf dem weichen Polster sitzen und fuhr in den Wald. „Sitzt nur recht ruhig, sagte er, daß ihr euch keinen Schaden thut, denn, wenn du, Stein, an das Ei stößt, so geht es entzwei, und wenn das Ei entzwei geht, so wirst du schmutzig und mein schöner, papierner Wagen auch.“

Da saßen sie alle Vier hübsch ruhig, die

Nähnadel auf dem Kutschenbocke bei dem Hahn, das Ei neben dem Steine auf dem weichen Polstersitze, und die sechs Mäuse liefen, was sie konnten.

Also kamen sie wohlbehalten nach dem Fuchse seiner alten Waldburg, die Malepart heißt, und klopfen an. Aber der Fuchs war nicht zu Hause, sondern auf der Jagd. Da gingen alle Vier still in die Burg Malepart hinein und der Hahn merkte bald, daß sein liebes Hühnchen oben auf dem Wiemen saß, flog in die Höhe und setzte sich zu ihm.

Die Nähnadel ging in die Wohnstube und steckte sich tief in den alten Polsterstuhl des Fuchsen, so recht auf die Stelle, auf die er sich immer setzte, wenn er müde war.

Das Ei ging in die Küche und legte sich auf dem Heerde in die Asche.

Der Stein endlich stieg, so schwer es ihm auch wurde, die Leiter hinauf, kam auf den Boden und legte sich nahe an die Luke, daß er leicht herunterfallen konnte.

Darnach verhielten sich alle Viere fein still und warteten, bis der Fuchs nach Hause käme. Und sie hatten noch nicht lange gewartet, richtig, da kam der Fuchs von der Jagd nach Hause und war so herzlich müde, daß er schnell Glinte und Jagdtasche auf den Tisch legte, um sich in seinen Polsterstuhl zu setzen und auszuruben.

Und wip! stach ihn die Nähnadel, wie sie sich's ausgedacht hatte, so heftig hinten

hinein unter seinen Fuchsschwanz, daß er schneller aufsprang, als er sich hingesezt hatte, laut Ach und Weh schrie und mit beiden Händen hinfassend, wo es ihn schmerzte, durch das Haus lief. Rasch wollte er die Kohlen auf dem Heerde anblasen, um Licht zu machen und zu sehen, was in dem Polsterstuhle steckte, — aber das hatte das Ei erwartet und blies und stöberte ihm so viel Asche in die Augen, daß er Nichts mehr sehen konnte.

Nun tappte er blind durch die Burg hin und als er auf der Hausflur auf die Stelle kam, wo oben die Luke war, fiel der Stein schnell herab, dem Fuchs auf den Kopf und schlug ihn todt.

Da war die Freude groß und viel Jubel in der Burg Malepart. Hahn und Hühnchen flogen von dem Wiemen oben herab, das Ei kam aus der Asche, die Nadel aus dem Polster, der Stein kam auch herzu und nun zogen sie dem Fuchse das Fell ab zusammt dem Schwanze. „Unser Bier wird fertig sein,“ sprach der Hahn, „kommt nur alle mit, ihr Freunde, wir wollen uns eine vergnügte Nacht machen.“

Damit setzten sie sich alle in den papiernen Wagen und fuhren wieder nach Haus, die Nähnadel saß als Kutscher auf dem Boock, Hahn und Hühnchen saßen auf dem Ei und dem Steine und so ging es gut.

Das Bier war gerathen. Und da haben sie es in einer Nacht fast alle ausgetrunken.

Ellen.

Nixenkönigs Trost.

(Nach einer Schwedischen Sage.)

Des Pfarrers Kinder springen fort
Rasch zu des Wetter-Sees Gestaden;
Des Nixen Kindlein sitzen dort
Und harren ihrer Spielkameraden.

Die nahen lärmend; Arm in Arm
Sah man die Kinder sich umschlingen,

Den drolligkleinen Nixenschwarm
Mit Christenkindern lustig springen.

Froh tummeln sie auf grünem Plan,
Feldblumen winden sie zum Kranze,
Und lachen sich gar herzlich an
Und reihen sich zum Ringeltanze.

Da sich — der Nixenkönig hold
Beginnet aus der Fluth zu steigen,
Er rührt der Harfe Zaubergold
Frohlockend zu der Kinder Reigen.

Keck trat der Knabe Niels herzu
Und rief mit spöttischen Geberden:
„Geh, alter Nix, was willst denn Du!
Du kannst ja nimmer selig werden.“

Wehklagen füllten bang die Luft,
Die Saiten hört man springend gellen —
Wie eine Leiche in die Gruft,
So sank der Nix in dunkle Wellen.

Die Nixenkinder hielten sich
In unbewusster Furcht umschlungen
Und weinten laut und bitterlich;
Die Andern sind voll Angst entsprungen.

Nur Inga blieb zurück am Strand
Und tröstete die armen Kleinen,
Und faltet betend Hand in Hand
Und mußte selbst herzinnig weinen.

Die Andern trieb es wie ein Fluch,
Da wußte Keines sich zu rathen;
Der Pfarrer saß beim Bibelbuch,
Als jammernd seine Kinder nahten.

Erschrocken hörte er das Wort,
Berwies dem Knaben solches Höhnen,
Zum See dann schritt er eilend fort,
Den Schwergetränkten zu versöhnen.

Zur Fluth sich neigend rief er laut:
„Klag' nicht, denn wisse: wer hienieden
„Unsträflich wandelnd Gott vertraut,
„Erwirbt gewißlich Heil und Frieden.“

Das war, als ob ein Zauberfang
Den geisterhaften See belebte:
Die Fluth im vollsten Ton erklang,
Daß Berg und Hain und Flur erbebe.

Der Nixenkönig aber ließ
Noch lang sich hören am Gestade,
Er griff in's goldne Spiel und pries
Des Himmels wunderbare Gnade.

Curt Dswalt.

König Sigiberts Tod.

Der Frankenkönig Sigibert
Drang in des Bruders Land
Und trieb ihn mit gezücktem Schwert
Bis zu der Seine Strand.
Entreißen wollt' er ihm das Leben
Und sich auf seinen Thron erheben.

Ernst harrt' am Thore von Paris
Der Bischof Germanus,
Den alles Volk verehrt' und pries,
Und bot ihm seinen Gruß.
Er sprach: „Versöhne dich dem Bruder,
„Der weise führt des Staates Ruder.

„Sinnst du aus Herrschbegier hinfort
„Gottlos auf seinen Tod,
„Dann färbt mit deinem Blut der Mord
„Sich seine Hände roth.
„Wer seinen Bruder will verderben,
„Muß selber in der Grube sterben.“

Der König, davon nicht gerührt,
Spricht zu dem Gottesmann:
„Wähnst du, ich lasse unvollführt,
„Worauf ich lange sann?
„Noch heute jagen meine Streiter
„Sturmschnell auf sich'rer Fährte weiter.“

Sie lagern vor des Flücht'gen Schloß
Und jauchzen alle wild;
Sie heben Sigibert vom Ross,
Empor auf rundem Schild.
„Heil!“ schallt es weithin tausendtönig,
„Heil dir, des ganzen Volkes König!“

Er steht in Siegestrunkenheit
Und mustert Schaar auf Schaar,
Da, wie in Unterwürfigkeit
Naht ihm ein Mörderpaar,
Das, von des Bruders Weib gedungen,
In's Lager unbemerkt gedrungen.

Der Eine jammert über Leid,
Das ihm der Gegner bot,
Der And're bittet um Bescheid
In unverdienter Noth.
Schon will der König Hülfe spenden,
Da blüht es hell in ihren Händen.

Er fühlt sich tief verwundet, — ruft:
„Herr Gott!“ und lallt: „Prophet!“
Sinkt, — stöhnt sein Leben in die Luft,
Und stirbt wie im Gebet.
Vom Gottesurtheil läuft die Kunde
Erschütternd fort von Mund zu Munde.
Adolf Dube.

Des Knaben Traum.

Es war zu Köln ein Knabe,
So Theobald genannt,
Der diente jeden Morgen
Im Dom als Ministrant.

Und ward die Mess gehalten
Nach kirchlichem Gebot,
Beschenkte ihn der Priester
Mit Aepflein weiß und roth.

Da wußte sich vor Freude
Das kleine Knäblein kaum,
Und hielt dann Rast im Grünen
Unter einem alten Baum.

Dort nahm er seine Mahlzeit
Zu sich im duft'gen Hain,
Und so auch schlief er einmal
Bei Gras und Blumen ein.

Doch an dem Stamm des Baumes
Da hing ein hölzern Bild,
Darauf die Muttergottes
Mit Jesukindlein mild.

Da war es ihm, als steige
Das Kind zu ihm herab,
Und koste von den Aepfeln,
Die ihm der Priester gab.

Das nun erzählte Morgens
Das Kind dem frommen Herrn,
Der sprach: „Bei guten Kindern
Ist Jesukindlein gern.“

„Drum halte du nur immer
Dein Herz vom Schlimmen rein,
So wird das Jesukindlein
Auch dein Genoss: sein.“

Und wieder saß der Knabe
Drauf unterm Lindenbaum,
Und wieder kam das Kindlein
Zu ihm in seinem Traum,

Und aß von seinen Aepflein
Und trieb manch süßes Spiel,
Drob lächelte das Knäblein
Und hatte Freuden viel.

Dann sprach es: „Jesukindlein,
Du issest immerdar,
Sobald wir da beisammen
Von meinem Aepfelpaar.“

„Doch wann von deinem Mahle
Gibst du auch mir ein Theil?“
Da sagte Jesukindlein:
„In einer kurzen Weil.“

„Wann du wirst wieder kommen
Hieher zum Lindenbaum,
So will mein Mahl ich theilen
Mit dir auf diesem Raum.“

Das wieder nun erzählet
Der Knab' dem Priester d'rauf,
Drob blickte der voll Wehmuth
Zum Morgenhimmel auf.

Und als die Mess gelesen,
Da hüllte er gar fein
Den kleinen Ministranten
In Linnen weiß und rein.

Und flocht ein grünes Kränzlein
Ihm in das blonde Haar,
Und küßte es und negte
Es d'rauf mit Thränen gar,

Und führte es zur Pforte,
Und sah ihm traurig nach,
Doch keine rothen Aepfel
Er ihm vom Baume brach.

Da geht gar schweren Herzens
Das arme Knäblein fort,
Und setzt sich weinend nieder
An seinem alten Ort.

Und kaum es dort gefessen,
So schlief es wieder ein,
Vom Mairenwind umfächelt,
Umglänzt vom Sonnenschein.

Doch sprach's aus seinem Lächeln,
Das ihm die Wang' umspielt,
Daß mit dem Jesukindlein
Es wohl sein Mahl jetzt hielt.

Auch mocht' das Mahl behagen
Dem Knäblein gar sehr,
Daß es nach seinen Aepfeln
Nicht wieder trug Begehr.

Denn mit demselben Lächeln,
Das es umspielt im Traum,
Fand man des Knäbleins Leiche
Dort unter'm Lindenbaum.

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Die Kinder scherzen und spielen.

Der Vater fällt den Eichenbaum,
Die Mutter spinnt im Hüttenraum,
Sie dreht das Mädchen dort mit Fleiß,
Es strömt ihm von der Stirn der Schweiß:
Die Kinder scherzen und spielen.

Der Vater hat ein Erb' gethan,
Herrscht nun im Schloß, ein reicher Mann,
Die Mutter lacht beim frohen Mahl,
Die Gymbel gellt zum Goldpokal:
Die Kinder scherzen und spielen.

Was pfeift durch's Schloß so wild der Wind?
Er sagt, wo Dach und Fenster sind?
Das Schloß der Flammen Opfer war,
Auf Trümmern weint das Ehepaar;
Die Kinder scherzen und spielen.

Der Vater steht im Hinterhalt,
Als Räuber dort im finstern Wald,
Des Wand'reers lauend, der da geht,
Um Brod sein Weib am Wege fleht;
Die Kinder scherzen und spielen.

Was rennt das Volk und strömt zu Hauf?
Ein Mörder schließt den Lebenslauf;
Wie blüht das Schwert vom Blut so roth,
Am Wege liegt die Mutter todt, —
Die Kinder scherzen und spielen.

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Das Schloß im See.

(Siehe das Scheuren'sche Bild: „Gruf dir, Romantik“.)

Einsam im Walde ist ein stiller See,
Im See ein Schloß mit kühnerhöchter Zinne,
Dort fand nach viel Verrath und bitt'rem Weh
Zuflucht und Heimath zärtlich süße Minne.

Umrauscht auch Sturmwind tobend oft das Haus,
Es steht doch fest auf ew'gem Felsgesteine,

Die Sonne scheucht die Nacht mit ihrem Graus
Und lieblich wieder lacht's im Morgenscheine.

Es sich es dort im waldumkränzten See,
Wie lockt es schmeichelnd und bethört die Sinne!
Auch du vergägest gern wohl dort dein Weh,
Ergeben ganz dem Dienste frommer Minne.

Walter.

Seydlich' Avancement.

Siehe die Zeichnung von E. Hüntten.

— — — Zu dieser schnellen Beförderung vom Cornet zum Rittmeister soll nach Andern folgender Vorfall die Veranlassung gegeben haben.

Nach einer Besichtigung der Umgegend von Frankfurt a/D. kehrte der König mit seinem Gefolge, in welchem sich auch der eben aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Cornet Seydlich befand, nach der Stadt zurück. „Wär ich zu Pferd zum Gefangenen gemacht worden,“ hatte Seydlich bei seiner Vertheidigung gegen den König geäußert, „so würde ich Ew. Majestät Begnadigung nicht verdienen; so lange der Cavallerist zu Pferde sitzt, darf er sich niemals ergeben.“ Als sie nun auf der Hälfte der

Brücke angekommen waren und einen Theil derselben zur Durchfahrt der Schiffe aufgezogen fanden, rief der König Seydlich zu: „Was würde es Euch helfen, zu Pferde zu sitzen? Wenn wir hier die Panduren hinter uns, die aufgezogene Brücke vor uns hätten, würden wir uns wohl ergeben müssen?“ — „Keineswegs!“ rief Seydlich und ohne Anlauf setzte er mit kühnem Sprunge über das Geländer in den Strom und schwamm glücklich an das Ufer. „Bravo, Herr Rittmeister!“ rief der König dem sich bei ihm meldenden Cornet zu und erteilte ihm auf der Stelle eine Schwadron der neuerrichteten weißen Husaren.

Fr. Förster.

(Friedrich der Große geschildert als Mensch, Regent und Feldherr pag. 362).

Der Bug durch's rothe Meer.

Was wogt dort fern am Meeresstrand?
Das eilt und rennt, auf wirbelt der Sand,
Dort ziehen die Kinder Israel hin,
Sie eilen, das Land der Knechtschaft zu flieh'n,
Und hinter ihnen in tollem Jagen
Des Königs bewaffnete Reiter und Wagen.

Aufrauscht das Meer auf des Herrn Gebot,
Errettet scheint Israel aus der Noth;
Denn zu beiden Seiten theilt sich das Meer,
Es ziehen die Wogen wie Mauern daher,
Und trocknen Fußes hinüber zur Stunde
Fort eilet das Volk auf des Meeres Grunde.

Doch wie Sturmwind näher wälzt sich der
Feind,

Die Waffe blizend im Sonnenlicht scheint,
Wild schnauben die Rosse, die Reiter glüh'n,
Aus den eilenden Rädern die Funken sprüh'n,
Schon sind sie am Ufer, und sieh! durch die Wogen
Den Fliehenden nach kommen kühn sie gezogen.

Noch stürmen die Feinde voran, voran;
Doch weh! da wälzt schon die Fluth sich heran,
Sie wenden sich eilends, zurück zu flieh'n,

Da wieder entgegen hören sie's zieh'n,
Von allen Seiten brauset es oben,
Und näher stürzt es mit wildem Toben.

Und es drängt sich das Volk mit Macht, mit
Macht,

Gelobt sei Jehovah, nun ist es vollbracht!
Das Meer ist durchschritten, am Uferstrand
Steht Israels Volk in dem heiligen Land;
Doch nah auch und näher schon jubelnd stürmen
Die Feinde daher. — Wer soll Israel schirmen?

Da Moses recket die Hand empor,
Und im Nu rings brechen die Fluthen hervor,
Sie rauschen und schäumen und brausen daher,
Unendlich schwillt und dehnt sich das Meer,
Und überall thürmen sich Wogen auf Wogen,
Und endlos kommt's aus der Tiefe gezogen.

Da stocken die Räder, es sinkt der Muth,
Ein Todesgeschrei hebt über die Fluth,
Dumpf rollen die Wogen, der Sturmwind pfeift,
Entsetzen die Kinder Israel ergreift;
Denn weitüberfluthet, begraben im Meere,
Liegt Pharao sammt dem ganzen Heere.

Ludwig Würpel.

Blüthe und Frucht.

Die Blüthe spricht zur Lenzeszeit
Hervor an Busch und Baum,
Von lichten Flocken überschneit
Scheint dir der Waldessaum.

Doch Tausende, die heut' dein Aug',
Sieht zwischen grünem Laub,
Wirft morgen eis'gen Windes Hauch
Hinunter in den Staub.

Die heute noch am schwanken Ast
Buhlt um der Lüfte Gruß,
Zertritt, wenn sie der Sturm erfasst,
Sorglos des Wandrers Fuß.

Und dennoch hing sie farbenreich
Am goldnen Lebensbaum,
Und träumte, ihren Schwestern gleich,
Der Zukunft frohen Traum.

Und wie im grünen Waldesraum
Die Blüthe keimt und sinkt,
So auch der Mensch am Lebensbaum
Den reinen Aether trinkt.

Und ihm auch naht die Blüthezeit,
Wo Alles keimt und gährt,
Sein Auge strahlt in Seligkeit,
Von höh'rem Glanz verklärt.

Nichts liegt zu hoch, und nichts zu fern,
Das nicht sein Geist unspannt,
Kühn hält er auf der Zukunft Stern
Den festen Blick gewandt.

Doch wie er voller Jugendkraft
Strebt nach dem reinern Licht,
Sinkt plötzlich seine Hand erschlafft,
Das klare Auge bricht.

Und prangt die Blüthe noch so schön,
Nicht jede wird zur Frucht,
Bald nagt der Wurm, bald dorrt der Föhn,
Bald knickt des Sturmes Wucht.

Heinrich Heise.

Das Thal, wo ich meine Kindheit verlebte.

Seid gegrüßt, ihr schönen Räume,
Wo die Jugend ich verlebte;
Schöne Hügel, schatt'ge Bäume,
Wo ich manchen Traum gewebt.

Alle schau'n mich an so fröhlich,
Und so treu und fromm und gut,
Und es wird mir wunderfelig,
D ich weiß nicht wie, zu Muth.

Und die Böglein in den Lüften,
Grüne Wiesen hell und rein,
Und mit ihren Bonnedüsten,
Alle Blumen groß und klein.

Wie in längst verfloss'nen Tagen,
Ist die Welt um mich herum,
Doch auf alle meine Fragen
D wie still ist's jetzt und stumm!

Aber plötzlich weht der gelbe
Baum, durchrauscht vom Abendwind!
Wehe, wärst Du noch derselbe,
D Du fremdgeword'nes Kind!

Friedrich.

Ein Traum.

Ich stand in dunkeln Raum,
Fern brauseten die Wogen,
Vorüber Wolken zogen,
Da stieg zu mir herab ein Traum.

Und aus der Ferne her
Einen Engel ich erschaute;
Er nahte sich; mir graute,
Als er mich frug: „kennst mich nicht mehr?“

„Ich bin derselbe ja,
Den einst in Kindes träumen,
In hellen Lichtes Räumen,
Dein unschuldvolles Auge sah.“

„Und der in jener Nacht,
Als dich kein Schlaf erfreute,
Geweckt dich, so wie heute,
Bis gläubig dein Gebet vollbracht.“

„Der, wenn der Christbaums
Erglänzt mit seinen Kerzen,
Zu deinem reinen Herzen
Den Himmel trug in sel'gem Traum.“

„Der, als zu jener Zeit
Der Frommen Lieder klangen,
Die sich zum Himmel schwangen,
Dich ahnen ließ die Seligkeit.“

„Wie jetzt — siehst du sie nicht,
Des Christbaums Kerzen flimmern —
Der ew'gen Sterne Schimmern
Mit heil'gem, überird'schem Licht?“

„Hörst du die Engel nicht
In heil'gen Chören singen?
O lausch', auf kühnen Schwingen
Steig auf, dein Flug sei ein Gedicht“

Friedrich.

An Heinrich Pröhle.

Walddrossel sang, die Hinde sprang,
Frau Sage ruht im Grünen.
Da ist am Rain, im dunkeln Hain,
Ein Jägersmann erschienen.
Sein Lied erscholl so tief und voll,
Weit klang es durch die Berge;
Es ließ den Hort im Hügel dort
Erstaunt die Schaar der Zwerge.

Der Jäger naht auf grünem Pfad,
Er sieht die Plume stehen;
Durch Lenzeslust zog süßer Duft
Wie grüßend zu den Höhen.
Und wo er ruht, schmückt bald den Hut
Der Schlüsselblume Prangen;
Aus Ranken dicht winkt manch Gesicht,
Und laut die Vögel sangen.

Die hohe Frau steht in dem Thau
Die gold'ne Wunderblume.
Voll reicher Pracht die stolze lacht
Im Waldesheiligthume.
Sie spricht beglückt: „Wenn er dich pflückt,
Sollst du ihm Lohn gewähren,
Im Harzesgrund thu' jetzt ihm kund
Die schönsten aller Mähren!“

Des Volkes Brust nimmt's auf mit Lust,
Es nennt den Schatz sein eigen.
Es lauscht das Kind, die Jungfrau sinnt,
Froh sich die Alten neigen.
Der Jugend Zeit, die weit, ach weit,
Ist wieder aufgegangen,
Verklung'ne Mähr', so süß, so hehr,
Winkt neu im alten Prangen.

Wie sonderbar! Es ward ihm klar,
Was lange ihm verschlossen:
Der Sage Duell lacht ihm so hell,
Verdeckt von jungen Sprossen.
Die gold'ne Frucht hat ungesucht
So plötzlich er gefunden,
Im grünen Tann löste den Bann
Sein Lied in Morgenstunden.

Was er errang auf manchem Gang,
Ist vor uns ausgebreitet.
Ein wicht'ges Erz, das labt das Herz,
Dass sich's vor Freude weitet.
Ihm bracht's der Wind, das Köhlerkind,
Ihm trugen's zu die Lüfte,
Ihm rauscht's der Duell, mancher Gesell
Sang's wandernd durch die Klüfte.

O schürfe fort! Noch manchen Hort
Virgt deines Harzes Boden.
Sprich still und leis' die Zauberweis',
Dann regt sich's in den Loden.
Im Blüthenschnee, im duft'gen Klee
Wirst du den Segen finden;
Die Waldesfei, so lieb und treu,
Lässt dir die Sagen künden.

Vom Rheinesstrand hab ich gesandt
Den Bundesgruß dem Jäger.
Frisch an das Werk! Voll Kraft und Stärk'
Bleib' stets der Blume Heger.
Sie glüht auf's neu', die Lieb' und Treu'
Zur Heimath sind die Namen.
Ohn' Raft und Ruh' streu' immerzu
In Volkes Herz den Samen.

Nic. Gocker.

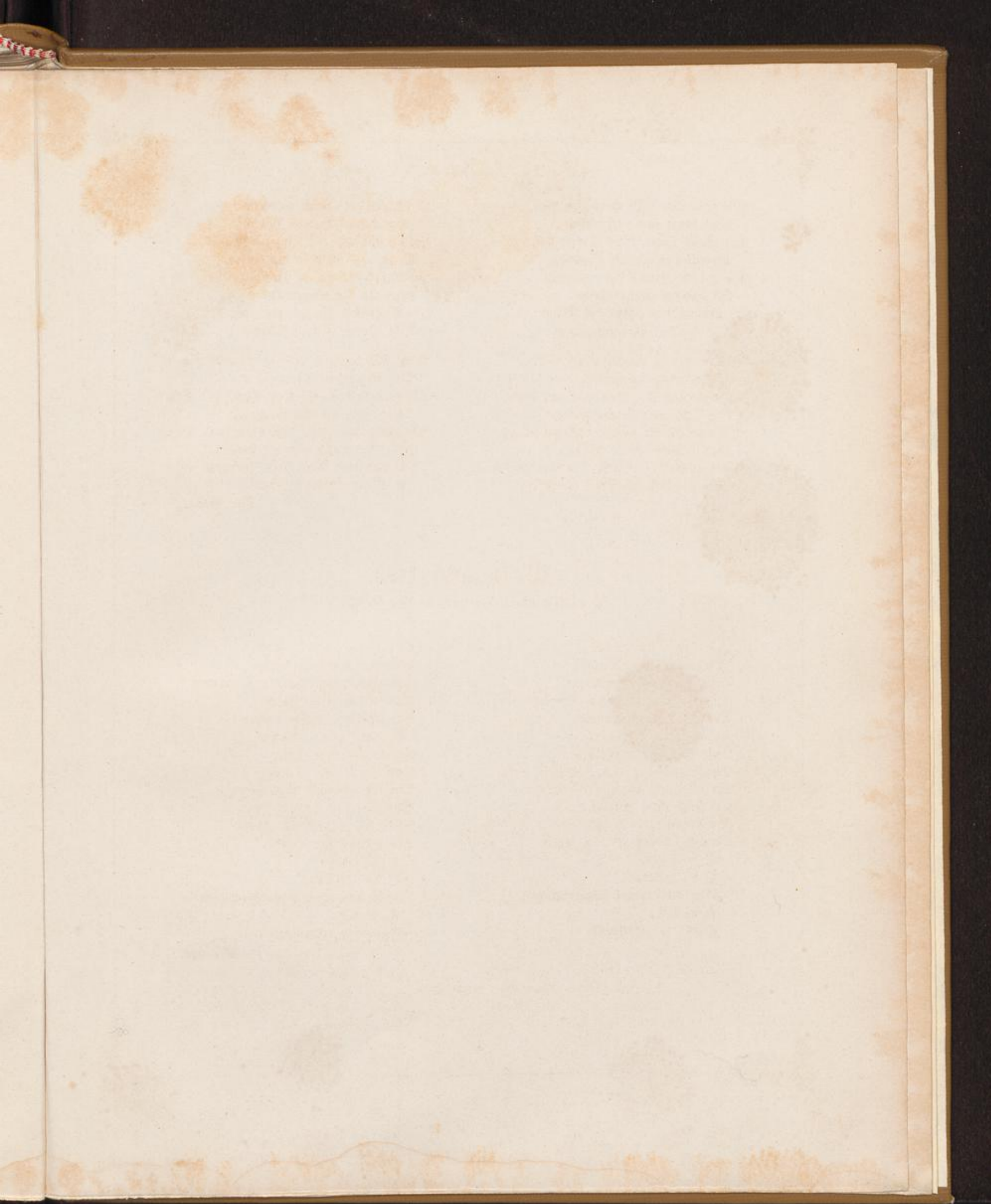
Weihnachtslied.

(Siehe Scheuren's Bild: O du selige &c. &c.)

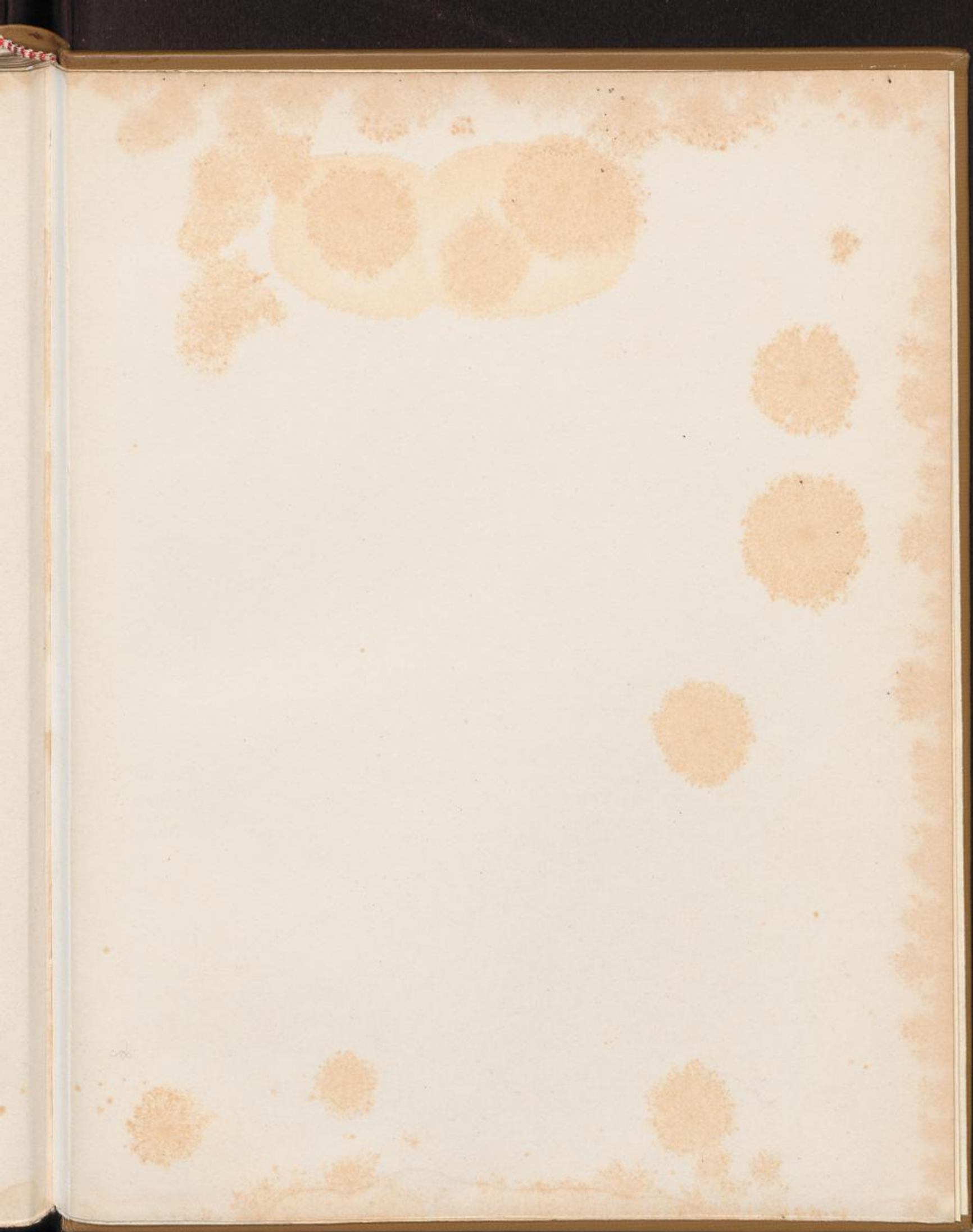
Ihr lieben Kinder alle
Mit lautem Jubelschalle
Stimmt ein nun Halleluja!
Rings tönt es aus den Thoren,
Das Heil ist uns geboren,
Der Heiland, Halleluja!
Uns Menschen zu erhöhen,
Stieg von des Himmels Höhen
Der Gott als Mensch hernieder,
Als Kind ist er gekommen,
Ihr Kinder, zum Willkommen
Stimmt an das Lied der Lieder:
O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Freue dich,
Freue dich, Christenheit!

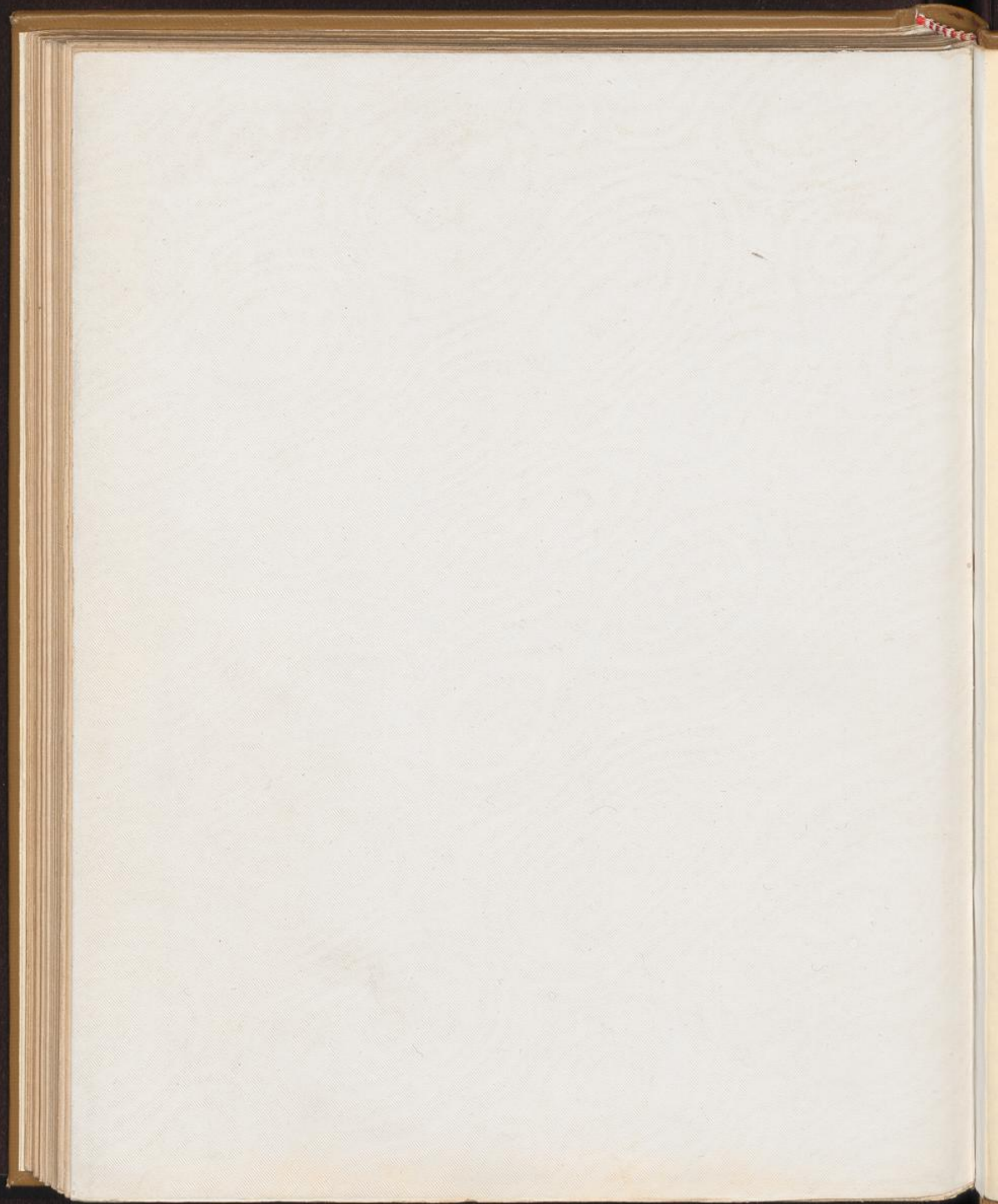
O liebt ihn ohneanken!
Nur also könnt ihr danken
Dem Herrn voll Huld und Gnaden,
Dass er auf dieser Erden
Ein Kindlein mochte werden
Und euch zu sich geladen.
Er lud als liebe Gäste
Euch ein zu seinem Feste,
Treu euer Freund für's Leben;
Dass nun auch er sich freue,
Bleibt ihr in frommer Treue
Von Herzen ihm ergeben!
O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Freue dich,
Freue dich, Christenheit!

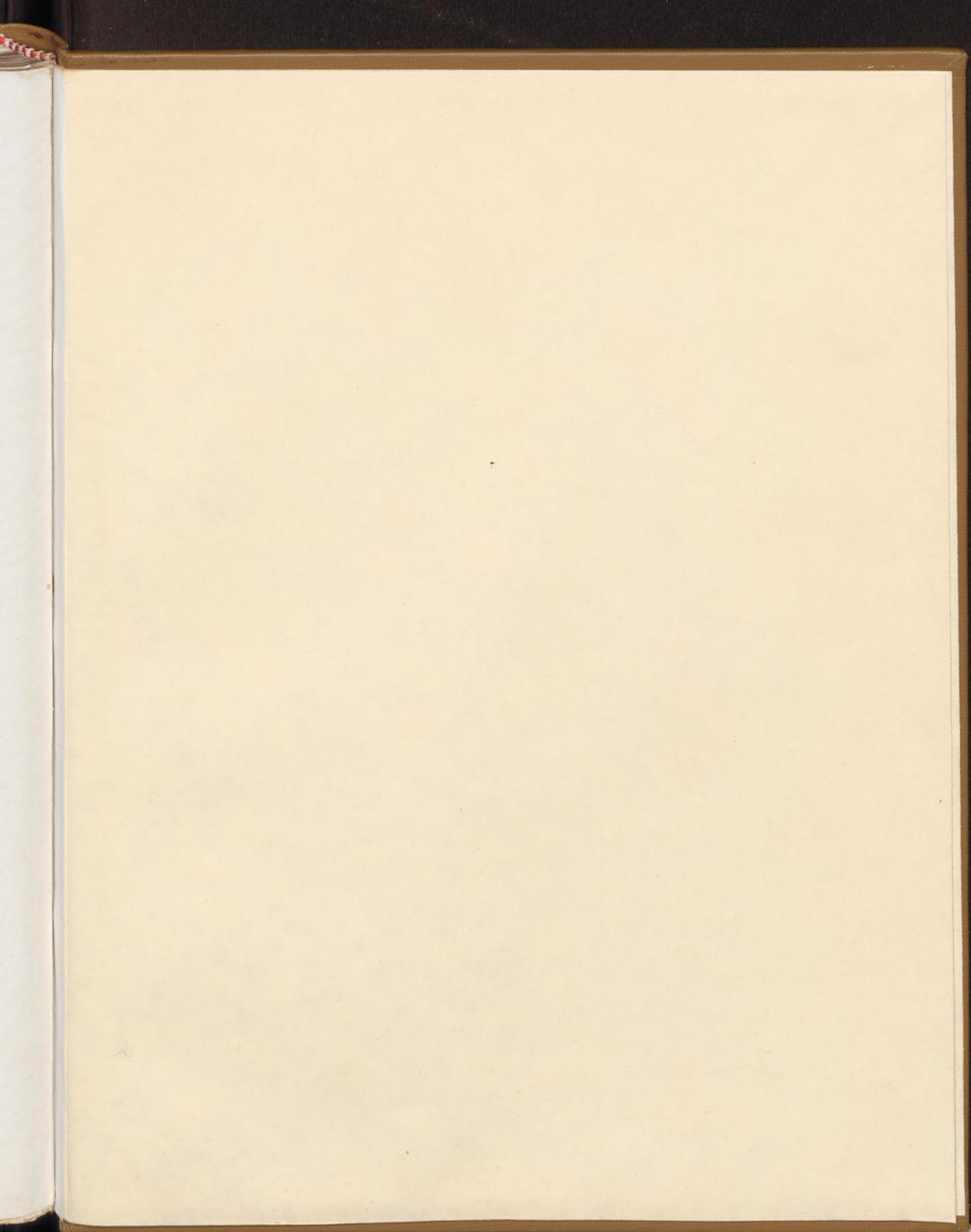
Clemens.

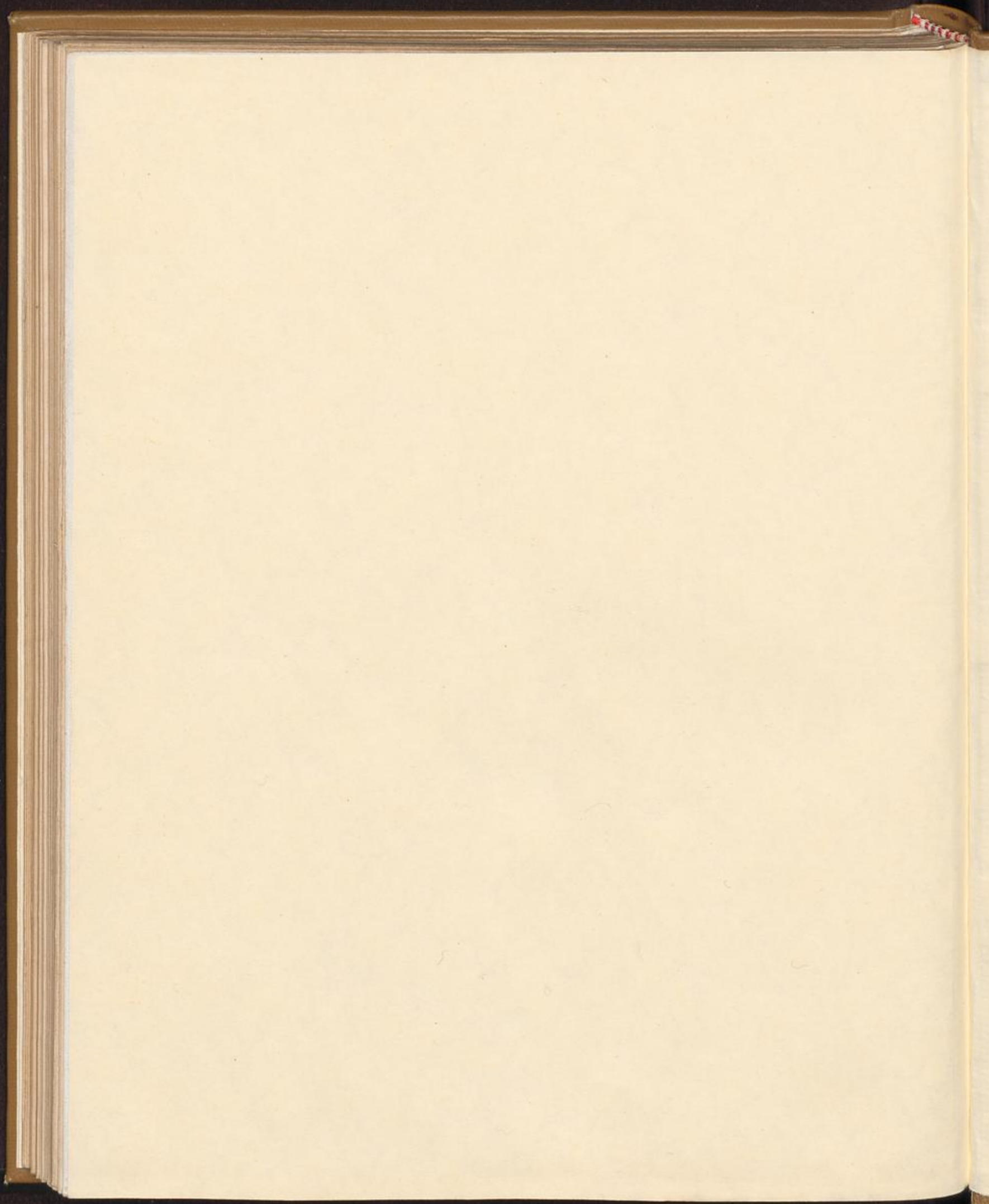












Walter Köster
Buchbinderei

3550 Marburg 1000 Berlin 61
Tel. 06421/2 1277 - 0 30/7 963010

